

# Un/doing Differences. Die Kontingenz sozialer Zugehörigkeiten

## Un/doing Differences. The Contingency of Social Belonging

Stefan Hirschauer\*

Institut für Soziologie, Universität Mainz, 55099 Mainz, Germany  
hirschau@uni-mainz.de

**Zusammenfassung:** Der Aufsatz entwickelt einen analytischen Rahmen für vergleichende Forschungen zur Herstellung, Überlagerung und Außerkraftsetzung kultureller Differenzierungen von Menschen – für das ‚doing‘ und ‚undoing‘ sozialer Zugehörigkeiten. Er diskutiert allgemeine Aspekte von Humankategorisierungen, das Konzept des ‚boundary making‘ sowie Ansätze zum Denken von Mehrfachzugehörigkeiten (Intersektionalität, Differenzierungstheorie und multi-kulturelle Hybridität). Ins Zentrum der Betrachtung stellt er die Kontingenz sozialer Zugehörigkeiten, d. h. die Konkurrenz und Temporalität solcher Kategorisierungen. Kontingent sind diese nicht nur, weil sie sozial hergestellt und aufgebaut, sondern auch, weil sie gebraucht, übergangen und abgebaut werden können. Ein jedes ‚Doing Difference‘ ist eine sinnhafte Selektion aus einem Set konkurrierender Kategorisierungen, die erst einen Unterschied schafft, der einen Unterschied macht. ‚Un/doing differences‘ markiert einen flüchtigen Schwebezustand, einen Moment der Ununterschiedenheit und In-Differenz zwischen der Relevanz und Irrelevanz sozialer Unterscheidungen.

**Schlagworte:** Soziale Differenzierung; Klassifikation; Gender; Ethnizität; Hybridität.

**Summary:** This article develops an analytical framework for comparative research into the creation, overlap, and invalidation of cultural distinctions drawn between members of society – in other words, for the “doing” and “undoing” of social belonging. The article discusses general aspects of human differentiation, the concept of “boundary making”, and several approaches to multiple membership (intersectionality, differentiation theory, and multicultural hybridity). The discussion highlights the contingency of social categories, i. e., their competition and temporality. Categorization is contingent not merely because it is socially constructed and attributed with relevance, but also because it can in practice be used, ignored, and made irrelevant. Each instance of “doing difference” is a meaningful selection from a set of competing categorizations, creating a difference that makes a difference. Un/doing differences designates an ephemeral moment of undecidedness and non-differentiation between the relevance and irrelevance of social differentiations.

**Keywords:** Social Differentiation; Classification; Gender; Ethnicity; Hybridity.

### 1. Die Differenziertheit von Humandifferenzierungen

Mit einer minimalistischen Definition kann man sagen, dass kulturelle Phänomene – anders als natürlich gegebene Unterschiede – aus kontingenten

sinnhaften *Unterscheidungen* bestehen, die von historisch und geografisch spezifischen Kontexten geprägt sind. Solche sinnhaften Unterscheidungen werden etwa zwischen verschiedenen Pflanzen, Tieren, Dingen oder Krankheiten sozial hergestellt und in historisch variablen „Grenzregimen“ (Lindemann 2009) zwischen Dingen, Tieren und Menschen gezogen. Gegenstand dieses Aufsatzes sind die soziologisch wichtigsten dieser Differenzierungen: jene, mit denen sich die Unterscheider selbst voneinander unterscheiden; die Klassifikation der Klassifizierer (Bourdieu 1984), die ihre sozialen Zugehörigkeiten markiert, die Zusammensetzung von Gruppen definiert, Individuen Mitgliedschaften zuschreibt und sie in spezifischen kulturellen Kategorien subjektiviert.

Alltagsweltlich werden die Effekte solcher sinnhaften Unterscheidungen als individuelle ‚Eigenschaften‘ und ihre Aggregation als gegebene ‚Menschen-sorten‘ wahrgenommen. Soziologisch werden diese

\* Dieser Aufsatz beruht auf dem Rahmenantrag und Forschungsprogramm der DFG-Forschergruppe „Un/doing Differences. Praktiken der Humandifferenzierung“ (FOR 1939), die im April 2013 ihre Arbeit an der Universität Mainz aufgenommen hat. In seine Überlegungen sind Gedanken dieses Kollegiums eingegangen: der beiden Koautoren des Rahmenantrags Carola Lentz (Ethnologie) und Oliver Scheiding (Amerikanistik) sowie von Mita Banerjee (Amerikanistik), Herbert Kalthoff (Soziologie), Friedemann Kreuder (Theaterwissenschaft), Matthias Krings (Ethnologie) und Damaris Nübling (Germanistische Linguistik). Ferner haben die Fachgutachter und Herausgeber dieser Zeitschrift die Argumentation mit kräftigem Rücken- und Gegenwind beflügelt. Allen Beteiligten: Herzlichen Dank!

Eigenschaften dagegen zumeist so aufgelöst, dass man sie als *Mitgliedschaften* fasst, d. h. als mit anderen *geteilte* (nicht bloß individuelle) Eigenschaften, die Menschen zu Exemplaren sozialer Gebilde (vor allem von Kollektiven) machen. Der Wahrnehmung individueller Eigenschaften sind also soziale Differenzierungen zwischen gruppenartigen Entitäten immanent. Dabei bekommt es die sozialwissenschaftliche Beobachtung mit zwei schwierigen Umständen zu tun: der enormen *Heterogenität* von Varianten der Humandifferenzierung (1) und der ganz unterschiedlichen *Intensität* der Mitgliedschaften (2).

(1) Neben den kulturgeschichtlich alten Klassifikationen nach Alter und Geschlecht (Linton 1942) und den stratifikatorischen Differenzierungen von Klassen und Statusgruppen finden sich Distinktionen von Generationen, Milieus und Berufsgruppen, die anders gelagerte Differenz von Normalität und Devianz, aber auch ganz alltagsweltliche Differenzierungen nach Dialekt oder Attraktivität. Greifen wir zur Illustration einige prominente Leitdifferenzen heraus, um die herum sich eigenständige Forschungsgebiete gebildet haben.

*Ethnizität* ist eine imaginierte Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft, die auf einem Glauben an geteilte Kultur und gemeinsame Abstammung beruht. Dieser Glaube stützt sich auf kulturelle Praktiken, Ursprungsmythen oder körperliche Ähnlichkeiten; die Mitgliedschaft wird meist als askriptiv, primordial und unhintergebar vorgestellt (Weber 1972; Barth 1969; Lentz 1995). *Religiöse* Zugehörigkeit braucht dagegen nicht nur ‚Gemeinsamkeitsglauben‘, sondern gemeinsamen Glauben, setzt also an Überzeugungen an. Diese können sich durch Konversion ändern, sie können schwinden, sich verbinden und synkretistisch mischen, und man kann gegen sie verstoßen und ausgeschlossen werden. *Nationale* Differenzierung entwirft ebenfalls „vorgestellte Gemeinschaften“ (Anderson 1983), jedoch unter Anspruch auf politisch-territoriale Souveränität. Sie versucht, im Kontext von Staatenbildungen Kollektividentitäten für große Populationen zu schaffen und zieht Grenzen zwischen Einheimischen und Ausländern (Calhoun 2007). Auch ‚*Rasse*‘ ist eine Ethnizität verwandte (Jenkins 1997), aber unmittelbarer an den Körpern ansetzende, gröbere Klassifikation, die seit dem späten 19. Jahrhundert als biologisch verankerter Marker imaginiert wird. Im Vordergrund steht nicht die Gemeinschaftsbildung, sondern die Deklassierung, wobei nicht nur unfreie Arbeitskräfte (wie die Sklaven in USA), sondern auch Religionsgemeinschaften (wie die Juden in Europa) ‚rassifiziert‘ wurden

(Wacquant 2001). Die *Geschlechterdifferenz* ist neben der Altersunterscheidung vermutlich der kulturgeschichtlich älteste Fall von Humandifferenzierung und ein elementarer Fall (meist) binärer Klassifikation (Tyrell 1986). Sie ist ebenfalls massiv naturalisiert worden (Laqueur 1992) und verweist das Geteilte zurück in komplementäre Paarbeziehungen, indem sie sexuierte Individuen mit Zuschreibungen essentieller Verschiedenartigkeit ausstattet. Schließlich ist gerade in ‚modernen‘, meritokratischen Gesellschaften auch an Klassifikation nach individueller *Leistung* zu denken. Diese tritt insofern ganz anders als die anderen Kategorisierungen auf, als sie wie ein großer sozialer Gleichmacher dazu auffordert, von allen Unterschieden askriptiver und kategorialer Art *abzusehen* (Bourdieu 2004). Die objektive Leistungsbemessung (Parsons 1987) will als sozial neutraler Akt gelten: als eine vom Klassifizierenden bereinigte Klassifikation. Aber so entstehen auch neue Kategorien mit spezifischen Asymmetrien: nicht mehr binäre Oppositionen nach dem Muster von *wir/die*-Unterscheidungen, sondern Ordinalskalen (i.S. von *besser/schlechter*).

Schon diese kursorische Aufzählung weist neben einigen Gemeinsamkeiten auf Spezifika der Fälle hin. So setzen einige Differenzierungen an den Körpern an, andere an Tätigkeiten oder Gütern. Geschlecht oder Rasse werden als lebenslange Konstanten erwartet, während Alter immanent transitorisch ist und bei Klassen und Nationen an Mobilität zumindest gedacht wird. Leistung zielt auf die Herstellung von Individuen, während Geschlecht auf die von Paaren, Ethnizität, Nationalität und Religion auf die von Kollektiven zielen. Daher sind letztere oft mit Segregation verknüpft, während Geschlechter eher durch Kohabitation zusammengefügt werden. Diese Differenziertheit der Differenzierungen ist ein Grund dafür, dass sich für sie je spezifische Forschungsfelder gebildet haben (etwa die *Ethnicity*, *Race* und *Gender Studies*), die in ihrem Bereich relativ frei mit ihrer Leitunterscheidung operieren können: Sie können sie ohne Widerspruch inflationieren (also etwa eine Ethnisierung oder Genderisierung der Welt betreiben), die Individuen im Untersuchungsbereich für sich ‚vereinnahmen‘ und ihre Leitunterscheidung mit einem Claim auf ‚Omnirelevanz‘ ausstatten (so etwa für *Gender*: West & Zimmerman 1987). Theoretische Verallgemeinerungen generalisieren dann leicht den empirischen Fall von Differenzierung, der ihnen als paradigmatisch eingeschrieben wurde (Hirschauer 2008). Wenn man mit den Prämissen eines Falles einen Blick auf Nachbarfälle werfen würde, riskierte man

‚Kategorienfehler‘: Das Phänomen der Alterung erschienene ethnisch-national gefasst als permanente Migration, religiös gefasst als ständiges Konvertieren und durch die Brille der Geschlechterforschung würde man leicht genau zwei ‚Rassen‘ sehen.

(2) Neben dieser Heterogenität der Unterscheidungsdimensionen ist die soziologische Beobachtung durch die unterschiedliche *Intensität* dieser Mitgliedschaften gefordert. Es gibt nicht nur institutionell gesicherte (etwa die Staatsangehörigkeit) und sozial gelebte aktive Mitgliedschaften (in Gruppen), sondern auch distanziertere Zugehörigkeiten und ruhende (eingeschlafene) Mitgliedschaften bis hin zu rein kategorialen Zugehörigkeiten, die zunächst nur von einem Beobachter festgestellt werden oder reine Beobachterkonstruktionen bleiben.

Gegenüber dieser zweiten Herausforderung finden sich in den Sozialwissenschaften zwei entgegengesetzte Umgangsweisen. Auf der einen Seite schließt die standardisierte Sozialforschung routiniert an die verführerische Klarheit alltagsweltlicher oder auch bürokratischer Kategorien an. Diese kommen ihren eigenen erhebungstechnischen Bedürfnissen nach verlässlichen entscheidungsfreien Variablen (etwa Alter und Geschlecht) entgegen und werden daher als Ressource für eigene Klassifikationsbemühungen genutzt. Wenn die Forschung Individuen methodisch als Quelle fast aller Daten nimmt (Auskünfte) und ihre Lebensvollzüge als Merkmalsausprägungen von Variablen fasst, kann sie autonom soziale Identitäten konstruieren. Sie kann z. B. aus einem Menschen mit jüdischer Mutter, der gelegentlich Chanukka feiert, einen rechnerischen Juden machen. Der sozialwissenschaftliche Fragebogen leistet diese Reduktion genauso stur und beharrlich wie der administrative Fragebogen einer Zensusbehörde. Er erfasst seine Gegenstände in einer ähnlichen Logik wie administrative Typisierungen: mit einer Unterstellung von Konstanz und Relevanz, die sich vom unzuverlässigen Selbstverständnis der Befragten und von der changierenden sozialen Relevanz dieser Zugehörigkeiten unabhängig macht. Viele der ‚festgestellten‘ Zugehörigkeiten können Karteileichen gehören.<sup>1</sup>

Solche Forschung neigt dazu, Mitgliedschaften wieder zu sozialen Eigenschaften von Individuen zu reifizieren und verliert so aus dem Auge, dass sie primär Eigenschaften der Sozialorganisation sind.

<sup>1</sup> Dabei ist die Frage nach der Intensität von Mitgliedschaften grundsätzlich leicht zu erheben und ihre differentielle Relevanz durch multivariate Analysen feststellbar. Zur Kritik der bequemen Homogenitätsunterstellung in der Variablenforschung: Ragin (2000).

Diese legt der Soziologie wiederum bestimmte Kategorien näher als andere. So wirft Loic Wacquant (2001) den Race Studies vor, sie hätten die verdinglichten Produkte ethnopolitischer Unternehmer unbesehen als Werkzeuge der Analyse übernommen. Und Rogers Brubaker (2007) identifiziert einen generellen ‚Gruppismus‘ – die Neigung, bei der Untersuchung von Ethnizität, Rasse und Nation wie selbstverständlich von der Existenz von Identitäten und Gruppen als Grundbestandteilen des gesellschaftlichen Lebens auszugehen – so als erschöpfe sich dieses in solchen nach innen homogenen und nach außen abgegrenzten Entitäten. Wacquant und Brubaker richten sich gegen die unheilige Verdinglichungallianz von Aktivisten und Sozialwissenschaftlern. Die Bestandteile einer Gruppe, so Brubaker, sind nicht einfach ‚Mitglieder‘, sondern zeitlich fluktuierende Affekte, Prozesse der Kategorisierung, politische Rhetoriken, Organisationsleistungen und massenmediale Rahmungen.

Zur Vermeidung dieser Problematik hat sich auf der anderen Seite eine kultursoziologische Alternative herausgebildet, die lebensweltliche Kategorien nicht als Ressource soziologischer Kategorisierungen nutzt, sondern tiefer (vor der gelebten oder unterstellten Mitgliedschaft) ansetzt, indem sie das Kategorisieren selbst zum Gegenstand macht. Charakteristisch für diese Alternative ist eine *Kontingenzperspektive* (Reckwitz 2008: 17) auf soziale Phänomene. Sie kann an frühe Überlegungen in der Wissenssoziologie (Durkheim & Mauss 1903), an mikrosoziologische Studien zu „membership categorization“ (Sacks 1964/1992) und an die Sozialpsychologie (Allport 1954; Tajfel 1978) anschließen, aber auch an kulturwissenschaftliche Ansätze jenseits der Sozialwissenschaften: an ethnologische Arbeiten zu kulturellen Klassifikationen und deren symbolischer Repräsentation (Barth 1969; Needham 1975), an linguistische Studien zum zentralen Medium der Kategorisierung, der Sprache (Whorf 1963), und an poststrukturalistische Differenztheorien, etwa in den Cultural and Postcolonial Studies (Reckwitz 2008: 301ff.). Diese soziologische Forschung untersucht Kategorisierungsprozesse auf unterschiedlichen gesellschaftlichen Ebenen: in alltäglichen Interaktionen und Gruppenprozessen (z. B. Antaki & Widdicombe 1998), durch staatliche Organisationen und Verfahren, deren Setzungen in Statistiken und Personaldokumente eingehen (Foucault 2004; Hacking 1986) sowie durch Klassifikationsexperten (Bowker & Star 2000; Desrosières 1998; Wobbe 2012).<sup>2</sup> Sie zielt dabei zunehmend

<sup>2</sup> Dem Zusammenhang dieser Aspekte gelten weitere For-

auf die theoretische Erschließung von Aspekten, die Prozessen kultureller Humandifferenzierung *gemeinsam* sind (Lamont & Molnar 2002; Pachucki et al. 2007; Wimmer & Lamont 2006).

Diese kultursoziologische Forschungslinie einer Theoretisierung von Humandifferenzierungen wird in diesem Aufsatz aufgenommen. Ich werde zunächst einige allgemeine Einsichten in die Selbstperpetuierung, die Relationalität und die Asymmetrie von Kategorisierungen darstellen und die Grenzen des Konzepts der Grenze diskutieren (2.). Die wichtigste liegt im Denken von Mehrfachzugehörigkeiten, für die sich drei Ansätze anbieten: die ungleichheitssoziologische Intersektionalität, die differenzierungstheoretische Kreuzung sozialer Kreise und die kulturwissenschaftliche Figur des Hybriden (3.). Vor dem Hintergrund der Problematisierung einer ‚halbierten Kontingenz‘ skizziert der folgende Abschnitt (4.) Grundzüge eines analytischen Rahmens, der die Konkurrenz und Temporalität von Humankategorisierungen ins Zentrum stellt. ‚Doing difference‘ bezeichnet eine sinnhafte Selektion aus einem Set konkurrierender Kategorisierungen (4.1), deren Kombinatorik sie sowohl verstärken als auch verdrängen kann (4.2) und die in kontingenzoffenen (Kultur) und kontingenzaversiven (Natur) Rahmen sowie in unterschiedlichen Aggregatzuständen stattfinden können (4.3). Kontingent sind Humandifferenzierungen nicht nur, weil sie hergestellt und aufgebaut, sondern auch, weil sie gebraucht, übergangen und abgebaut werden können.

Ziel dieses Aufsatzes ist es, angesichts der ausgeprägten Relativität von Unterscheidungen einen analytischen Rahmen zu entwickeln, der für die Multidimensionalität und die Kontingenz der Kategorisierung des Personals der Gesellschaft offen ist. Dieser Rahmen verschiebt die soziologische Aufmerksamkeit von der sozialen Lage und der Gruppenbildung von Individuen mit bestimmten ‚Eigenschaften‘ auf die personellen Differenzierungen in sozialen Prozessen unterschiedlicher zeitlicher Ausdehnung. Er soll fallvergleichende Forschungen mit der elementaren Leitfrage ermöglichen: *Welche* Differenz ist *wann* (ir)relevant? Die soziologische Bedeutung dieser Frage liegt in den klassifikatorischen Folgen zeitgenössischer Globalisierungs- und Indi-

schungsfragen, etwa danach, unter welchen Bedingungen sich Fremd- in Selbstkategorisierungen niederschlagen, welche alltagsweltliche Kategorien administrativ verfestigt werden und wie sich diskursive Kategorien zu erlebten Zugehörigkeiten in Selbstverständnis und Habitus verhalten (z. B. Brubaker 2007).

vidualisierungsprozesse: Das Fach braucht eine höhere Sensibilität dafür, wie Mehrfachzugehörigkeiten in funktional differenzierten, ‚multikulturellen‘ Gesellschaften prozessiert werden, und wie sich Personen avancierter Individualität angesichts der multiplizierten Kategorisierungsoptionen kategorisieren und identifizieren.

## 2. Kategoriale Ordnung und *boundary making*

Es gibt offenbar einen kulturellen Ordnungsbedarf, der nach Aufrechterhaltung von Kategorien verlangt, um Orientierungs- und Handlungssicherheit zu gewährleisten (Schütz & Luckmann 1979). Dieser Ordnungswille lässt sich ethnologisch auch als eine Reinigungswut (Douglas 1992) verstehen, die Vermischungen besonders des Kulturellen vom Natürlichen bekämpft. ‚Unreinheit‘ ist dabei eine gleichsam leiblich empfundene Unordentlichkeit. Auf dieser Basis kommt es zur *Selbstperpetuierung* von Unterscheidungen. Mary Douglas hat hierzu gezeigt, dass die Durchsetzung jeder Klassifikation unvermeidlich die Hervorbringung von Abweichungen und Anomalien bedeutet. Insofern ist die Konstruktion kultureller Kategorien ein abschließbarer Prozess, der – wie Zygmunt Bauman (2005) nahelegt – von zwei dauerhaften Funktionen angetrieben wird: zum einen von der grundlegenden Ordnungsleistung der Bannung desorientierender Ambiguität (Kategorien reduzieren die Kontingenz der Weltdeutung); zum anderen von der Selbstverortung des Unterscheiders, der sich mit der Identifizierung von ‚Anderen‘ seiner selbst vergewissert.

Kategorien tragen also grundlegend zu kultureller Ordnung bei. Sie tun dies, indem sie drei Sorten von Assoziationen erlauben: Kategorisierungen (subsumierende perzeptive Zuordnungen von Objekten zu sprachlichen Bezeichnungen), Identifizierungen (schwankende affektive Assoziationen im Selbstverständnis von Akteuren) und selektive Sozialbeziehungen (soziale Assoziationen), die Nähe und Distanz regulieren und soziale Schließungen ermöglichen. Unter diesen Assoziationen sind Kategorisierungen Einordnungen mit Hilfe einer Unterscheidung, die im Rahmen einer Vergleichsperspektive gemacht wird, in der zwei Objekte, die in einer Hinsicht gleichgesetzt wurden (etwa als ‚Menschen‘) nach bestimmten Kriterien ‚gleich‘ oder ‚ungleich‘ erscheinen (Heintz 2010: 164). Diese elementare *Relationalität* von Eigenschaften (auf die bereits Georg Simmel hinwies) gibt jeder von ihnen

eine fundamental bivalente soziale Bedeutung: Ein und dasselbe ‚Merkmal‘ bedeutet je nach Interaktionspartner ‚das Gleiche‘ oder ‚das Andere‘.<sup>3</sup> Die rein kategoriale Mitgliedschaft in einer Klasse von Personen, mit denen man irgendein Attribut teilt, gründet auf diese Weise die (affektive und soziale) relationale Zugehörigkeit zu einem Beziehungs- gewebe, etwa Paaren, Gruppen oder Gemeinschaften (Brubaker 2007: 67). Perzeptive, affektive und soziale Assoziationen sind die elementaren Formen sozialer Umgebung für etwas in Kategorien Wahrgenommenes.

Schließlich werden mit der Unterscheidung von ‚Menschensorten‘ verschiedene Formen von *Asymmetrie* gesetzt. Dies hängt zunächst schon an der Funktion der Selbstverortung: Während jede begriffliche Unterscheidung beliebiger Objekte (etwa von Äpfeln und Nicht-Äpfeln) immer logisch asymmetrisch ist, weil sie etwas von etwas unterscheidet (Spencer-Brown 1999), sind wir/die-Unterscheidungen unter Menschen auch *soziologisch* asymmetrisch, weil sie immer von irgendwo und irgendwem vollzogen werden. Ihre beiden Seiten liegen nicht wie links/rechts vor den Augen eines neutralen theoretisierenden Betrachters, ihr Vollzug platziert den Unterscheidenden vielmehr selbst wie bei ‚hier/dort‘ auf eine Seite (Bauman 2005 spricht diesbezüglich von innen/außen).<sup>4</sup> Damit sind Valenzen verbunden, die von leichten Präferenzen für die ‚ingroup‘ bis hin zu ausgeprägten Auf- und Abwertungen reichen. Solche Unterscheidungen vollziehen oft normierende Gesten der Alterisierung und Nostifizierung (Stagl 1981), eröffnen Gräben zwischen der Selbst- und Fremdkategorisierung von Personen und Gruppen (Tajfel 1978; Jenkins 1997) und tren-

<sup>3</sup> So hat ein Individuum in vielen sozialen Situationen ein sozial doppeltes Geschlecht: nämlich das eine (gleiche) und das andere (ungleiche) in Relation zum jeweiligen Interaktionspartner. Darüber hinaus kann es auf hochverbindliche, zwingende Weise Mitglied einer Paarbeziehung sein (sonst löst sich die soziale Einheit auf), während seine kategoriale Geschlechtszugehörigkeit in dieser Beziehung mal relevant, mal sekundär ist. Ferner kann es Mitglied einer ‚Frauengruppe‘ sein, d. h. einer Gruppe, die sich unter explizitem Rekurs auf die Geschlechterunterscheidung gebildet hat (ohne damit alle Frauen einzuschließen), und schließlich kann es stereotyp als Exemplar der Kollektivkategorie ‚Frauen‘ wahrgenommen werden. All dies – interaktive Bivalenz, dyadische (Ir)relevanz, gruppenmäßiges Definiens und kategoriale Vereinnahmung – sind verschiedene Fälle von Kategoriengebrauch.

<sup>4</sup> Die asymmetrische Denkstruktur des ‚wir/die‘ ist dabei vermutlich ebenso grundlegend wie die Unterscheidung, die Tiere zwischen ihren Artgenossen einerseits und ihrer Beute und ihren Jägern andererseits machen.

nen Normalität und Devianz. Unterscheidungen machen dabei ebenso unterschiedlich wie gleich, sie haben eine polarisierende Vorderseite und eine homogenisierende Kehrseite; sie egalisieren oder ‚versämtlichen‘<sup>5</sup> die Elemente auf beiden Seiten der Unterscheidung (z. B. ‚die Schwarzen‘ und ‚die Weißen‘). Darüber hinaus grenzen sie sich von einem ausgeschlossenen Dritten ab (Derrida 1995) und treiben ein konstitutives Außen aus sich hervor (Laclau & Mouffe 2006).

Im Rahmen der Suche nach solchen allgemeinen Aspekten der Humandifferenzierung gibt es einen jüngeren Vorschlag zu deren genereller Konzeptualisierung. Wimmer (2008), Lamont & Molnar (2002) sowie Wimmer & Lamont (2006) sprechen im Anschluss an Barth (1969) von *boundary making*. Eine Grenze habe zwei Dimensionen: eine symbolische, die Wahrnehmungsschemata und Repräsentationen betrifft, und eine soziale, die Verhaltensmuster impliziert, auf Nähe und Distanz der Beziehungen beruht und sich letztlich auch in ungleichen Zugängen und sozialen Schließungen objektiviert. Dies impliziert die Vorstellung einer sozialen Verhärtung kultureller Differenzierungen. Das Konzept des *boundary making* verfügt über einiges Potenzial: Es dynamisiert Grenzen und Mitgliedschaften und beginnt, deren beträchtliche Variation<sup>6</sup> in einer komparativen Perspektive zu entfalten. Das Konzept bereitet jedoch drei Probleme:

1. Es wird von einigen Autoren eingesetzt, um verschiedene Linien der Differenzierung zu aggregieren. So haben sowohl Brubaker als auch, noch entschiedener, Wimmer das Konzept der Ethnizität für eine *Subsumtion* benachbarter Differenzierungsformen eingesetzt, (wobei sie Webers Empfehlung ausschlugen, es wegen seiner Diffusität lieber ganz zu vermeiden). Wimmer (2008: 974) nennt ethnosomatische (Rasse), ethnopolitische (Nation), ethnoreligiöse, ethnolinguistische und ethnoregionale Gruppen. In den Begriffen der von ihm identifizierten „Strategien ethnischer Grenzziehung“ könnte man dies auch als eine professionelle Expansionsstrategie der Ethnizitätsforschung betrachten, ein

<sup>5</sup> Dieser Begriff der Frauenrechtlerin Hedwig Dohm (Gildemeister & Hericks 2012: 50) pointierte schon 1874 die später in der Sozialpsychologie (etwa von Tajfel) aufgezeigte Überschätzung von interkategorialen Differenzen und von intrakategorialer Homogenität – ein formaler Mechanismus der Differenzverstärkung.

<sup>6</sup> Wimmer (2008) unterscheidet etwa Grade der politischen Salienz, der sozialen Schließung, der kulturellen Differenzierung und der Stabilität ethnischer Differenzierung.

Beispiel für die oben erwähnte Vereinnahmungsneigung von Forschungsgebieten. Lamont & Molnar (2002) behandeln in ihrem Review denn auch eine breiter aufgestellte Liste und fassen neben Rasse, Ethnizität und Nation auch Klasse, Geschlecht, Professionen, Disziplinen und lokale Gemeinschaften unter das Konzept der *boundary*.

2. Aber diese Generalisierung macht die *implizite Fallspezifik* des Konzeptes nur umso deutlicher. Die ihm eingeschriebenen empirischen Fälle bleiben primär Formen von Ethnizität (mit Wimmers expansivem Begriff), während sich z. B. ‚Geschlechter‘ kaum so ‚gruppistisch‘ fassen lassen. Schon Barths Rede von Grenzen unterscheidet nicht genug zwischen Kategorien und Gruppen, da die Abgegrenztheit zu viel Einheitlichkeit unterstellt (so Brubaker 2007: 25). Darüber hinaus steht die Grenzmetapher für ein *topologisches* Denken. Die Metapher führt auf Fragen der begrenzten Fläche (Grenzen expandieren oder kontrahieren) und der Durchlässigkeit (sie schließen oder öffnen sich); sie evoziert die Intuition einer Schwelle, deren Überschreitung soziale Energie kostet; und sie schließt Individuen als Ganze in ihre kommunikativen Schranken ein: Sie können nicht zugleich an zwei Orten sein. Der Nationalstaat, das „ethnonational master scheme of modern society“ (Wimmer 2008: 992) hatte offenbar nicht nur Einfluss auf die Salienz von Kategorien in der Gesellschaft (es beförderte die Ethnisierung, so Wimmer), sondern auch auf die *Form*, in der in der Soziologie Zugehörigkeiten gefasst werden. Mitgliedschaft erscheint mitunter selbst als ein latent administratives Konzept. Was aber nicht gut in dieses topologische Bild der Grenzen passt, ist die variable Salienz einer Unterscheidung und die Relation zu anderen.

3. Das hängt damit zusammen, dass die bloße Sammlung grenzaffiner Differenzierungen sich auf einen elementaren Umstand noch kaum eingelassen hat: dass Individuen Mitgliedschaften nicht isoliert, also quasi in der disziplinären Differenzierung der Gender-, Race-, Ethnicity- usw. Forschung haben, sondern parallel, gleichzeitig und kombiniert. Sie haben sie immer schon als *Mehrfachzugehörigkeit*. Aus diesem simplen, aber in der Differenzierung der Forschungsgebiete lange unterschlagenen Sachverhalt, ergeben sich neue Anforderungen, Kategorisierungen soziologisch zu denken. Die entscheidende Anforderung formuliert Andreas Wimmer schon im Titel seines Aufsatzes: „The Making *and* Unmaking of Ethnic Boundaries“ (Hvhg. S.H.), ohne diese weiter zu berücksichtigen. Wimmer bietet eine Theorie der Reproduktion und Transformation ethnischer Grenzziehungen, die Ethnizität

implizit omnirelevant setzt. Diese Theorie will erklären, warum Ethnizität in so vielen Formen auftaucht. Ethnizität kann dabei in einzelnen Formen stärker oder schwächer werden, kann aber mangels *konkurrierender* Typen von Unterscheidungen nie verblässen oder verschwinden. Das *unmaking* und der Ausstieg in ganz anders gebaute Unterscheidungen lassen sich so nicht denken.

### 3. Kreuzungen: Konzepte für Mehrfachzugehörigkeiten

Für das Denken von Mehrfachzugehörigkeiten und das Interesse an einer mehrdimensionalen Forschung zur Humandifferenzierung bieten sich drei – gewissermaßen triangulär entgegengesetzte – Ansätze an, die jeweils auf unterschiedliche Formen *gesellschaftlicher* Differenzierung rekurren. Die Diskussion in den Sozialwissenschaften wird vom Gegensatz von Theorien stratifikatorischer und funktionaler Differenzierung der Gesellschaft bestimmt, die jeweils unterschiedliche Prämissen zur Differenzierung des gesellschaftlichen Personals implizieren. Je nachdem, wie hier die Akzente gesetzt werden, kommt man zu den Konzepten der Intersektionalität und der Heterogenität (3.1) oder zur Vorstellung einer rollenförmigen Mehrfachmitgliedschaft (3.2). In den Kulturwissenschaften wird das Nachdenken über Humandifferenzierungen dagegen stark von Konzepten des Multikulturalismus bestimmt (Gupta & Ferguson 1992; Hall 2004), die implizit auf eine segmentäre Differenzierung der Gesellschaft rekurren und auf das Konzept der Hybridität führen (3.3).

#### 3.1 Intersektionalität und Heterogenität

Studien zur *Intersektionalität* (Crenshaw 1991; Anthias 2005; Winker & Degele 2009), untersuchen die Verwobenheit und das Zusammenwirken ausgewählter Differenzkategorien (vornehmlich Klasse, Rasse und Geschlecht, daneben gelegentlich Religion und Alter, Sexualität und Körper). Sie fragen vor allem, welche Ungleichheitseffekte die Wechselwirkungen zwischen diesen als Strukturkategorien betrachteten Differenzierungen haben. Es geht dem Ansatz um die Kumulation und Kombinatorik von Ungleichheit stiftenden Kategorien, die Individuen einer strukturellen Mehrfachpositionierung aussetzen. Die Mehrfachmitgliedschaft bekam hier ihren Informationswert durch die „Etablierung von Subdisziplinen mit Zuständigkeiten für einzelne Kategorien sozialer Teilung“

(Knapp 2013: 345), die überdies nicht nur ihren Gegenstandsbereich mit ihrer singulären Leitunterscheidung beleuchten, sondern z. T. auch ihr Forschungspersonal mit dieser Aufmerksamkeit rekrutieren (vor allem in den Gender-, Race- und Queer-Studies). Insofern verspricht der Ansatz der Intersektionalität, den Omnirelevanzbias dieser Forschungsfelder zugunsten ihrer Leitunterscheidungen zu korrigieren. Dabei zeigen sich allerdings drei problematische Aspekte:

1. Der Ansatz begegnet der Spezifik und den Vergleichbarkeitsproblemen von Humandifferenzierungen zwar nicht mehr mit den Relevanzclaims nur eines Forschungsfeldes (wie der Ethnizität), aber immer noch mit zwei starken Reduktionen: auf die Frage möglicher *Ungleichheitseffekte* mehr oder weniger willkürlich *ausgewählter* Kategorien. Unbeleuchtet bleiben so einerseits Differenzierungen, die nichts mit Benachteiligung zu tun haben müssen, etwa die Koexistenz von Nationen, Konfessionen und Professionen, andererseits die beträchtliche Ungleichheit etwa zwischen Professionellen und Laien oder zwischen Altersgruppen. Die Auswahl der großen Trias (sex/race/class) entstammt letztlich der historisch-kontingenten Formierung von drei sozialen Bewegungen, in deren Logik die Forschung zu fusionieren versucht. In der Intersektionalität stecken insofern die Fraktionierungslogik des Politischen und der Gruppismus bestimmter Kategorien.

2. Dies hat konzeptuelle Folgen. Die einvernehmliche Reduktion auf wenige Leitunterscheidungen scheint darauf angelegt, diese erneut ihrer Konkurrenz in der sozialen Praxis untereinander und mit anderen zu entheben. Dabei bietet die Annahme von Strukturkategorien außerhalb der Disposition von Akteuren spezifischen Leitunterscheidungen einen theoretischen Latenzschutz, nämlich jenen Differenzierungsformen, die an Personen ansetzen und diese totalisierend einschließen (wie Klassen und askriptive Statuskategorien). Der Ansatz konzipiert Individualität *inklusiv* und schafft so eine „identitäre Soziologie“ (Brubaker 2007: 88).

3. Schließlich ist die Kreuzung (Crenshaws „intersection“) empirisch unterkomplex. Wie sollen sich die vielen Mitgliedschaften, die sich in sozialen Situationen überschneiden, für alle sozialen Prozesse *a priori* auf die Konstellation einer Großkreuzung (mit nur vier Richtungen) beschränken lassen? Im Höhenflug kann man halt nur die städtischen Boulevards sehen. Je tiefer man empirisch sinkt – in die Niederungen der lebensweltlichen Fabrikation sozialer Ordnungen – desto mehr Nebenstraßen, Rad-

wege und Trampelpfade sieht man einmünden in die Kreuzung, bis man schließlich sogar erkennt, dass sich diese in einem vieldimensionalen Raum befindet. An die Stelle der alten moralischen Supermächte der „oppression olympics“ (Knapp 2013: 350) haben sich viele Mittelmächte sozialer Ungleichheit und – quer dazu – sachliche Differenzierungen der Gesellschaft in ein Dutzend relevanter Teilsysteme geschoben.

Einen anders akzentuierten ungleichheitstheoretischen Ansatz verfolgt der Bielefelder Sonderforschungsbereich „*Von Heterogenitäten zu Ungleichheiten*“ (Diewald & Faist 2011). Er sucht auf der Basis dieser grundbegrifflichen Unterscheidung nach den sozialen Mechanismen, die aus Heterogenitäten soziale Ungleichheiten entstehen lassen. Heterogenität sei dabei „bloße Verschiedenheit... alles, was die Vielfalt und Unterschiedlichkeit von Individuen ausmacht“ (2011: 95). Mit dem Ziel einer gewissen Öffnung der Sozialstrukturanalyse für die kulturelle Pluralisierung von Milieus unterscheidet der SFB vier Gruppen individueller Merkmale, die zum Ausgangspunkt von „Arbeitsmarkts- und Lebenserfolg“ werden können: 1. askriptive Merkmale (hierunter werden körperliche Unterschiede, Geschlecht, Alter, Nationalität und Ethnizität gefasst), 2. „kulturelle Vorlieben“ (das meint Lebensformen, Lebensstile, Einstellungen, Weltanschauungen), 3. formale Qualifikationen und kulturelles Kapital, und 4. unterschiedliche Tätigkeiten (Berufe und Hausarbeit). Zu den Mechanismen zählen Diewald & Faist neben Hierarchisierung und Ausbeutung soziale Exklusion (i.S. Webers) und Chancenhaltung (i.S. Tillys) und, diesen vorgelagert, das *boundary making*, das sie als kulturelle Wahrnehmung und Bewertung von Heterogenitäten fassen. Grenzziehungen seien ein wesentlicher Mechanismus, um Heterogenität überhaupt erst sozial sinnhaft zu definieren (ebd.: 109).

Während das Denken von Intersektionen mit vorab in ihrer Relevanz geschützten Kategorien beginnt, nimmt der Bielefelder Ansatz empirisch offener eine unbestimmte Heterogenität zum Ausgangspunkt, deren soziale Relevanz gerade untersucht werden soll, dies freilich ebenfalls ausschließlich unter dem engen Aspekt der Ungleichheitswirksamkeit (also unter Ausblendung anderer soziologischen Relevanzen). Dies hat Folgen:

1. Der Ansatz ‚verschluckt‘ die Spezifität diverser Humandifferenzierungen, indem er sie nur unter dem Aspekt ihrer Vor- oder Nachteilhaftigkeit für sozialen Erfolg betrachtet, also implizit als Aspekte individuellen ‚Humankapitals‘ subsumiert, als wolle

er nur die (einleitend erwähnten) betriebseigenen Klassifikationspraktiken der Sozialstrukturanalyse unbeirrt fortsetzen können.

2. Damit wird Ungleichheit implizit als sozial signifikanter, Heterogenität als potenziell insignifikanter Unterschied betrachtet. Dies erzeugt wie bei der Intersektionalität eine implizite soziologische Vorab-Hierarchisierung von Differenzierungen. Der alleinige Fokus auf Ungleichheit im individuellen Lebenserfolg abstrahiert von der situations- und feldspezifischen Gleich- und Höherrangigkeit ganz anderer Unterscheidungen für soziale Prozesse. Die Vorrangigkeit dieser Ungleichheit folgt dabei weniger einer soziologischen als einer politischen Relevanz: Wenn Einkommensunterschiede als angemessene Widerspiegelung von Heterogenität oder als Ausdruck sozialer Ungleichheit bewertet werden können (Diewald & Faist 2011: 99), dann ist auch die Unterscheidung zwischen Heterogenität und Ungleichheit eine implizit normative.

3. Wenn sich der Bielefelder Ansatz der Ungleichheitsforschung stärker als Allgemeine Soziologie verstehen und an die Kulturosoziologie anschließen will,<sup>7</sup> dann wird er den Begriff Ungleichheit elementarer ansetzen müssen. Ungleichheit meint soziologisch mehr als eine als ungerecht erlebbare Ungleichverteilung von Gütern und Chancen (eine Besser- bzw. Schlechterstellung von Individuen). Sie resultiert vielmehr, wie eingangs gesagt, aus einer Vergleichsperspektive, die nach bestimmten Kriterien (Un)gleichheiten feststellt: In Paarbeziehungen ist die heterogene die ungleiche Paarung (Hirschauer 2013) und auch eine binationale Kooperation, eine christlich-muslimische Gruppe oder eine Sozialbeziehung von Dienstleister und Kunde sind auf eine soziologisch bedeutsame Weise *ungleich*.

4. Heterogenität wirkt dagegen bei Diewald & Faist ausgesprochen alltagsweltlich gefasst (als ge-

<sup>7</sup> Konsequenter sind hier jene sozialstrukturanalytischen Studien, die sich explizit den Selbstkategorisierungen der Befragten zuwenden, also einen Schritt auf die ‚Sozialstrukturanalyse der Leute‘ hin machen. Für eine Studie zur lebensweltlichen Erkennbarkeit von Schichtzugehörigkeit vgl. Pape et al. (2008); für eine Studie zur differentiellen Relevanz von Beruf, Geschlecht, Ethnizität, Nation und Schicht: Emmison & Western 1990. Offen bleibt bei diesen Studien der Zusammenhang von Erkennbarkeit und Relevanz. Funktionierende Marker (also übereinstimmende Zuschreibungen) sichern noch nicht tatsächliche soziale Anschlüsse an Klassifikationschancen (dass Leute auch unaufgefordert ein Schema wählen). Die Erkennbarkeit kann historisch länger gesichert bleiben, aber situativ bedeutungslos werden (man denke nur an Rasse oder Geschlecht).

meinnenschliche Unterschiedlichkeit), es ist eine Sammelkategorie für eine Pluralität, deren Genese – jene sozialen Prozesse, die die Unterschiedenheit des Unterschiedlichen erst bewerkstelligen – nicht weiter interessiert. In einem halbherzigen Versuch der Integration kulturosoziologischer Konzepte, die gesellschaftlich stattfindende Kategorisierungen tatsächlich in den Blick nehmen, verschwindet das *boundary making* wieder in den reifizierten Variablen individueller ‚Merkmale‘. Eine bedeutungslose menschliche Unterschiedlichkeit zum Ausgangspunkt zu nehmen, entsoziologisiert Prozesse der Humandifferenzierung.<sup>8</sup>

### 3.2 Kreuzung sozialer Kreise

In der differenzierungstheoretischen Tradition seit Durkheim, Weber und Simmel werden Individuen nicht in Klassen *eingeschlossen*, sondern *zwischen* arbeitsteilige Felder platziert vorgestellt. Jede Gesellschaft bietet ihrem Personal mit ihren Strukturen Möglichkeiten, etwas Bestimmtes zu sein und die verschiedenen gesellschaftlichen Differenzierungen kreuzen einander, unter anderem in Personen. Deren resultierende Mehrfachmitgliedschaft ist also ein ganz elementarer Sachverhalt, der aber in der Gesellschaftsgeschichte permanent an Bedeutung gewinnt. Sie ist ein mit individuellen Wahlmöglichkeiten verknüpftes Phänomen am „Schnittpunkt sozialer Kreise“ (Simmel).

In der Zuspitzung von Luhmann (1997) setzt die funktionale Differenzierung an den Handlungen an und beansprucht Personen nur mehr über den Verhaltensausschnitt sachspezifischer Rollen. Die Differenzierung sozialer Teilsysteme schließt die Individuen damit nicht mehr (wie Stände oder Klassen) totalisierend ein, sondern bringt sie in eine strukturelle Außenstellung: Funktionale Differenzierung schafft „*Exklusionsindividualität*“ (Luhmann 1989: 158) und vielfältige neue Möglichkeiten, tangentielle Mitgliedschaften zu wählen und zu kündigen. Individualität entsteht so nicht mehr *in* spezifischen Teilsystemen, sondern durch Erwartungen, die sich primär auf den Sachgehalt von Kommunikationen

<sup>8</sup> Dann ist es auch nur konsequent, ihre Genese der Biologie zu überantworten: „Ausgangspunkt einer Analyse gesellschaftlicher Chancenverteilungen sollte... die Tatsache unterschiedlicher genetischer Veranlagungen... sein.“ (Diewald 2010: 11) Diese sollen „als quasi vorsoziale Heterogenität in einer Population“ als ein Erklärungsfaktor zugrunde gelegt werden (ebd.) – etwa „geschlechtertypisch unterschiedliche genetische Dispositionen“ (ebd.: 16).

und sekundär auf feldspezifische Rollen richten, die Personen temporär einnehmen. Die Relevanz von askriptiven Kriterien, Statusunterschieden und auf Kollektivzugehörigkeiten basierenden Ungleichheiten wird dadurch stark abgeschwächt. Sie bekommen Konkurrenz durch neue Formen von Ungleichheit (besonders den Gegensatz von Leistungs- und Publikumsrollen) und durch meritokratische Prinzipien, die Individuen nur mehr nach ihrer Leistung klassifizieren wollen. Luhmann ersetzt die ‚Merkmale‘ der individuellen Herkunft durch die *Selektionskriterien* der Personen aufnehmenden Systeme. Dieser Individuen dezentrierende Ansatz ist mit einer beträchtlichen Entdinglichung von Differenzierungslinien verbunden und öffnet den Blick für deren Diversität. Korrekturbedürftig sind aber vor allem zwei Aspekte:

1. Die Theorie funktionaler Differenzierung unterschätzt kulturelle Trägheit, weil sie die kommunikative Selbstbeschreibung der Gesellschaft (ihre gepflegte Semantik) überschätzt. Sie arbeitet mit modernistischen Idealisierungen und nimmt die Persistenz älterer Formen von Ungleichheit nur als vor-moderne Restbestände wahr, obwohl diese auch in Gegenwartsgesellschaften rein sachbezogene Klassifikationen (etwa nach Leistung) blockieren. Wenn trotz der gesellschaftsstrukturellen Entbehrlichkeit vieler Humandifferenzierungen empirisch notorische Ausschlussversuche (etwa von Frauen oder Migrantinnen) auftauchen, wird ihre Erklärung in beharrlichen Restrelevanzen auf untergeordneten Systemebenen gesucht. So meinen Weinbach & Stichweh (2001), dass Organisationen zwar mit ihren formalisierten Mitgliedschaftsrollen über starke Imperative der Geschlechtsblindheit verfügen, aber bei der Abstimmung von Stellenanforderungen mit personalen Kompetenzen askriptive Merkmale wieder ins Spiel kommen können. Vor allem Interaktionen falle es schwer, von systemexternen Rollenverpflichtungen zu abstrahieren. „Da die Anwesenden sich als Personen sichtbar... aufdrängen, kann an ihnen erkennbar werden, was sie außerhalb der Interaktion sonst noch zu tun haben“, so Luhmann (1997: 815). Eine solche Abschiebung nicht-sachbezogener Humandifferenzierung auf punktuelles Auftreten in Interaktion oder Organisation kann nicht vollständig überzeugen, zum einen, weil andere Ordnungsebenen (etwa Dyaden, Gruppen, Netzwerke) ausgeblendet bleiben, auf denen sie wirksam sind, zum anderen, weil die sachbezogene Leistungsdifferenzierung natürlich selbst stratifizierend wirkt. Sie setzt zwar zunächst nur an Handlungen an, schreibt sich den Menschen aber zum Teil recht dauerhaft mit Hilfe von individualisieren-

den Diagnosen ein, die neue Kategorien (Beste, (Un)geeignete, (Minder)begabte, Exzellente etc.) produzieren.

2. Konzeptuell favorisiert Luhmanns Theorieanlage einen bestimmten Typus von Mitgliedschaft. Er reserviert diesen Begriff auch für die Zugehörigkeit zu Organisationen, deren Grenzbildungsprinzip sie sein soll. Die zentrale Stellung von Organisationen in Luhmanns Ebenendifferenzierung (1975) ist der theorieinterne Grund für seine Dethematisierung anderer Formen von Mitgliedschaft, etwa der Zugehörigkeit zu Gruppen oder imaginierten Gemeinschaften. Die Fokussierung auf Organisationen verallgemeinert überdies eine spezifische „Kontingenz der Mitgliedschaft“ (1975: 14), nämlich den Fall der frei gewählten und kündbaren Mitgliedschaft in Organisationen mit ihren „Möglichkeiten zum Abbrechen und Neueingehen sozialer Beziehungen“ (1975: 17). Die *nicht* gewählten Mitgliedschaften – Geschlechtszugehörigkeit, Ethnizität, Alter etc. – die durch kulturelle Kategorisierungsprozesse aufrechterhalten werden, tauchen als ‚ständische Reste‘ gar nicht mehr auf.

### 3.3 Multikulturalismus und Hybridität

Referenzpunkt für Multikulturalismus-Konzepte in den Kulturwissenschaften ist eine segmentäre Differenzierung der Gesellschaft nach Ländern bzw. ‚Kulturen‘. Die aktuellen globalen Migrationsbewegungen und die weltweite mediale Vernetzung lassen vor diesem Hintergrund eine kulturelle Pluralisierung von Lebensformen erkennen: Immer mehr Menschen werden von verschiedenen kulturellen Traditionen und Sinnhorizonten beeinflusst, die sie auf neuartige Weise miteinander kombinieren (Bhabha 1994; Young 1995). Autoren in den Cultural Studies und den Postcolonial Studies haben für solche Phänomene das Konzept der *Hybridität* vorgeschlagen.<sup>9</sup> Es bezieht sich auf eine Kombination von entgegengesetzten Kategorien *einer* Unterscheidungsdimension, also auf einander ausschließende Zugehörigkeiten. Hybridität erscheint als Ambiguität zwischen zwei Einheiten. Multikulturelle Gesellschaften, so die Grundannahme, bringen mit transnationalen Biografien neue Formen von kulturellen Mehrfachzugehörigkeiten und polyseme Mitgliedschaften hervor (Appiah 1994; Nederveen

<sup>9</sup> Alternativbegriffe sind *Kreolisierung* (Hannerz 1996) oder *Mestizisierung* (Amselle 1998). Verwandt ist auch das Konzept der *Transdifferenz*, das eine Kopräsenz von diskrepanten Zuschreibungen und Zugehörigkeiten meint (Alloio-Näcke et al. 2005).

2001). Feste Klassifikationssysteme verflüssigen sich in „kulturellen Interferenzen“, in denen verschiedene kulturelle Codes einander überlagern (Kapchan & Strong 1999; Reckwitz 2008).

Im Zentrum hybrider Phänomene steht die Kreolisierung nationaler Identitäten durch das *boundary crossing* in Migration, transnationalen Gemeinschaften und Diasporen. Dem ‚intersektional‘ deprivilegierten ‚katholischen Arbeitermädchen vom Lande‘ stehen hier die ‚coolen‘ „Moroccan girls doing Thai boxing in Amsterdam“ (Nederveen 2001: 19) gegenüber. Die Migration bringt aber nur einen Aspekt zur Entfaltung, der auch bei anderen Formen der Mitgliedschaft für Unruhe sorgt: die *Mobilität* zwischen Kategorien, ob es sich nun um die zwischen Klassen, Religionen oder Geschlechtern handelt. Der Slogan illegaler Migranten in den USA „we didn’t cross the borders, the borders crossed us“ könnte eben auch von anderen Hybridfiguren, etwa religiösen Eklektikern oder Inter- und Transsexuellen, formuliert werden oder von jenen rasant zunehmenden ‚mixed raced people‘ in den USA, für die der US-Zensus seit dem Jahr 2000 neben 16 ‚Rassen‘ auch die Kategorie „multiracial“ zulässt. Schließlich finden sich Phänomene der Hybridisierung in der ambiguitätsfreundlichen Popkultur, etwa den stilistischen Mischungen der Weltmusik, ein Thema der Cultural Studies, die das ästhetische *crossover* in neuen Schichten und Märkten untersucht haben (Nederveen 2001). Kulturelle Elemente unterschiedlicher Herkunft amalgamieren also in verschiedenen Hinsichten.

Das Hybriditätskonzept entfernt sich noch stärker als der differenzierungstheoretische Ansatz von einem reifizierenden Denkstil. Problematisch scheinen vor allem zwei Aspekte:

1. Der Feststellung von Hybridität geht logisch eine klare Unterscheidung voraus: die von ‚Kulturen‘. Deren holistisches Verständnis als mentalistisch integrierte Lebensgemeinschaften mit geteilten Normen ist eine vielstimmig problematisierte Reifikation (Trouillot 2002; Reckwitz 2008; Lenz 2009). Im Kontext unseres Themas impliziert sie zweierlei: zum einen erneut eine latent topologische, in der Territoriallogik von Ländergrenzen gedachte Konzeption kultureller Unterscheidungen; zum anderen eine wiederum Totalinklusion von Individuen unterstellende Form sozialer Zugehörigkeit, von der die Hybridität dann ‚befreit‘.

2. Dementsprechend bestimmt viele Arbeiten zur Hybridität (besonders in den USA) ein moralisierender Theoriegestus, in dem implizite Utopien der Entdifferenzierung mitschwingen (Fluck 2000), Hy-

bridisierungen ästhetisch überhöht werden und Hybridität zum normativ überfrachteten Schlagwort gegen Essentialisierungen und dualistisches Denken aller Art wird (vgl. Nederveen 2001: 20). Vieles liest sich „als ob der Ausdruck von gutem Willen und die Bescheinigung von moralischer Leidenschaft irgendetwas mit empirischer Aufmerksamkeit und theoretischer Strenge zu tun hätten“, so Wacquant (2001: 67) zu den Race Studies. Solch normativ beflügelte Theoriebildung trägt der basalen soziokulturellen Ordnungsfunktion von Klassifikationsprozessen zu wenig Rechnung. Soziale Kategorien stiften Zwangs- oder Wahl-Heimaten zwischen Individualität und Weltbürgertum, so dass die Verwischung einer Unterscheidung oft nur eine Verschiebung der Aufmerksamkeit auf eine andere bedeutet.

Trotz dieser Einwände hat das Hybride auch zwei grundlegende soziologische Bedeutungen: Zum einen haben Telekommunikation, Warenverkehr und Migration kulturelle Grenzen entkräftet; lokale Traditionen werden für bestimmte Milieus und Generationen zu stilistischen Pools von kulturellen Versatzstücken, aus denen sich Patchwork-Stilisierungen des Selbst kombinieren lassen. Dieses Patchwork ähnelt der differenzierungstheoretischen Vorstellung vom Individuum im Schnittpunkt sozialer Kreise. Hier geht es aber nicht um soziale Beziehungen, die Individuen beanspruchen, sondern um Waren-, Zeichen- und Informationsströme, in die sie sich als Teilnehmer ‚einloggen‘ und die sie nutzen. Das Individuum steht hier also nicht zwischen sozialen Strukturen, sondern in global zirkulierenden Strömen. Identitäten lösen sich in Praktiken auf: Ich bin X, solange ich X tue.<sup>10</sup>

<sup>10</sup> Andreas Reckwitz (2008: 69ff.) hat in diesem Sinne explizit eine Kulturalisierung von Simmels Denkfigur vorgeschlagen: Nicht nur soziale Norm- und Rollensysteme kreuzen sich in Individuen, diese nehmen auch an verschiedenen Komplexen sozialer Praxis teil, die vor dem Hintergrund unterschiedlicher Sinnhorizonte vollzogen werden. Wenn Akteure aber gleichzeitig an mehreren Wissensordnungen teilnehmen, die sie zu unterschiedlichen Interpretationen ihrer Lebensführung anleiten, dann stellt sie das vor ein Problem interpretativer Unbestimmtheit; es fragilisiert Identitäten und verlangt Identitätsarbeit. Reckwitz hält diese generalisierte Hybridität des Kulturellen auch den Purifizierungen der klassischen Gesellschaftstheorie entgegen, die annimmt, dass strukturelle Einheiten (Klassen, Systeme etc.) eindeutige Grenzen besäßen. Diese Perspektive scheint mir richtungsweisend; problematisch erscheint mir allerdings die Vorstellung abgegrenzter ‚Wissensordnungen‘, in denen der holistische Kulturbegriff auch abgelöst von Ländern und Kollektiven lebendig bleibt. Die kulturwissenschaftliche Herausforderung der

Zum anderen liegt die Bedeutsamkeit des Hybriden laut Nederveen (2001) vor allem in einer neuen Perspektive auf die konstitutive Bedeutung und die *Kontingenz* von Grenzen. Er spricht von einer Hybridität der *longue durée*, die so alt sei wie die Menschheitsgeschichte: Die den Hybriden zugrunde liegenden alten ‚Kulturen‘ seien selbst Produkte älterer Synkretismen, sie entstammten Kulturkontakt, Handel, Eroberungen und Migration. Die Globalisierung habe dies nur beschleunigt (ebd.: 13). So ergibt sich ein Zyklus: Hybride setzen logisch kategoriale Ordnungen voraus, die wiederum (i.S. von Bauman und Douglas) chronologisch auf eine vorgängige Unbestimmtheit aufgesetzt wurden, vor der wieder ältere kategoriale Ordnungen liegen können. Distinkte ‚Kulturen‘ sind also historische Phasen einer temporären Stabilisierung von älteren dynamischen Phasen der Begegnung und Vermischung kultureller Muster, Hybride unvermeidliche Übergangsphänomene in einer beständigen Verschiebung kategorialer Grenzen. Kulturelles besteht gewissermaßen aus kontinuierlichen Grenzverschiebungen, die vom historischen Errichten, Umkämpfen, Überschreiten und botanischen Überwuchern von Ländergrenzen ganz gut illustriert wird. In den Worten von Wimmer & Lamont (2006: 5): “units emerge, enter into various relationships with other units which then may lead to their dissolution and regrouping into other social entities.” Dass kulturelle Differenzierungen purifizierte Entitäten in die Welt setzen, sie in Interaktion bringen, dabei ‚kontaminieren‘ und dadurch wieder auflösen, ist eine dynamischere Vorstellung als die der bewahrten (pfadabhängigen) Differenzierungen der Evolutionstheorien: Grenzen können tatsächlich verschwinden.

### 3.4 Zwischenfazit: Halbierete Kontingenz

Die drei Ansätze zum Denken von Mehrfachzugehörigkeiten beschreiben drei ganz verschiedene Kreuzungen: eine von ‚Straßenachsen‘ sozialer Ungleichheit, eine von sozialen Kreisen und eine von kulturellen Codes, die wie bei der von genetischen Codes als eine ‚Kreuzung von Arten‘ erscheint. Individuen befinden sich in diesen drei Konzepten entweder fixiert am Kreuzungspunkt von mächtigen Achsen sozialer Ungleichheit (Intersektionalität), freigesetzt in einem Schnittpunkt variabler sozialer Kreise (Exklusionsindividualität) oder changierend auf einem Umschlagplatz zwischen un-

terschiedlichen kulturellen Referenzsystemen (Hybridität). Alle drei Denkstile bereiten den Forschungen aber zwei grundsätzliche Probleme:

1. Trotz der Bemühungen, mehrere Differenzierungslinien gleichzeitig in den Blick zu nehmen, sorgt die disziplinäre oder gegenstandsbezogene Herkunft von Ansätzen immer wieder für eine selektive Dominanz spezifischer Leitdifferenzen – in der Hybriditätsforschung etwa Nationalität und Ethnizität, in der Intersektionalitätsforschung die enge Kopplung von Geschlecht mit Klasse und in den Studien zur funktionalen Differenzierung die Fixierung auf frei gewählte und kündbare Mitgliedschaften. Diese Perspektivverengung auf einzelne Differenzen oder geschlossene Listen resultiert oft in einer Verallgemeinerung spezifischer empirischer Fälle. Uneingelöst bleibt eine Perspektive, die Mehrfachzugehörigkeiten in den Blick nimmt, ohne die Spezifik der jeweiligen Kategorisierung (ob binär, askriptiv, gruppierend, asymmetrisch, usw.) und die unterschiedlichen *Formen* der Zugehörigkeit zu übergehen, die sie anbieten oder verlangen. Geht es um eine identitär vereinnahmende Mitgliedschaft in Klassen oder ‚Kulturen‘, um die weniger inklusive, aber durch Formalisierung vereinheitlichte Mitgliedschaft in Organisationen, um die diffusen Zugehörigkeiten zu sozialen Kreisen und kulturellen Herkunftten oder um die Teilhaberechte und -chancen an Netzwerken und Kommunikationsströmen?

2. Forschungen innerhalb der drei Denkstile bergen das Risiko einer impliziten konzeptuellen Reproduktion genau jener Differenzen, deren Auflösung sie verfolgen. Auf der Hand liegt das, wenn Ungleichheitsforschung erhebungstechnisch an alltagsweltliche Kategorisierungen anschließt (‚Heterogenität‘) oder diese strukturtheoretisch außer Beobachtung stellt (Intersektionalität). Aber das Risiko besteht auch und gerade in den Forschungen, die sich gegen die essentialistische Annahme gegebener Entitäten und ihrer Eigenschaften (z. B. Ethnien, Rassen, Geschlechter) richten. Das liegt zum Teil am Zuschnitt von Forschungsfeldern, die die für sie selbst konstitutive Leitdifferenz nicht leicht loslassen können (Hirschauer 2003). Zum Teil liegt es aber auch an beobachtungslogischen und begriffstechnischen Problemen, wenn etwa die Hybrid-Begrifflichkeit die jeweils überschrittene Grenze reproduziert.

Man kann dieses zweite Problem auf den Begriff der *halbierten Kontingenz* bringen. Die Forschung hat oft alles rekonstruiert, was ihre Leitunterscheidungen herstellt, aufbaut, verfestigt und relevant macht. Aber sie ist viel unempfindlicher (weil in ihrem jeweiligen Fokus befangen) in Bezug auf die

Möglichkeit von deren Irrelevanz, da sie zu viele Investitionen in ihnen hat. Viele Forschungen über Humandifferenzierungen pflegen einen forcierten Konstruktivismus, als müsse das Forschungsfeld ständig dem durch seine eigene Existenz und Benennung (etwa als Race oder Gender Studies) gesetzten Relevanzclaim entgegenarbeiten. Innerhalb dieses Claims wird das Finden von Unterschieden zum Programm von Beobachtungen mit dieser Unterscheidung. Halbiert wird hier Batesons (1972: 315) Definition eines informativen Unterschieds: „a difference that makes a difference“. Wortreich gesagt wird, dass der Unterschied eine *Unterscheidung* ist. Aber *macht* er einen Unterschied? Die Seite der kontingenten *Herstellung* einer Unterscheidung ist oft gut ausgeleuchtet, die Seite der Kontingenz im *Gebrauch* durch soziale Prozesse dagegen unterbeleuchtet. Kategorien bieten zweifellos Orientierungspunkte für Beobachter, aber werden sie von den Akteuren selbst genutzt? Und wenn eine Kategorisierung stattfindet, wird sie dann auch sinnhaft selektiert und weiterverwendet oder bleibt sie situations- und feldspezifisch insignifikant? Diese Fragen der Relevanzgraduierung (Kotthoff 2002) müssen nicht nur (wie bisher) in Relation zur funktionalen Differenzierung gedacht werden (als sachliche Irrelevanz), sondern auch in Relation zur Schichtungsstruktur (wenn soziale Mobilität Klassen*indifferenz* bzw. Differenzabsorption durch das Bildungssystem anzeigt) und in der Konkurrenz von Unterscheidungen *untereinander*, die der Intersektionalitätsansatz nur eröffnet, um sie stillzustellen.

Die Verknüpfung sozialer Zugehörigkeiten in Mehrfachmitgliedschaften bzw. von Differenzierungslinien in sozialen Prozessen lässt sich theoretisch wie empirisch nur fassen, wenn diese in der Forschung einander ähnlich Platz machen wie in der Alltagswelt. Natürlich trägt jede einzelne Unterscheidung zur Komplexitätsreduktion bei (stiftet kulturelle Ordnung), aber alle zusammen lassen diese Komplexität auch wieder wuchern. Deshalb müssen einzelne Unterscheidungen für Beobachter ebenso *ruben* dürfen wie für die Akteure, die sie verwenden. Diese Akteure können nicht alle Unterscheidungen gleichzeitig und gleichermaßen zur Darstellung bringen, immerhin haben sie (mit Luhmann gesprochen) ja auch noch anderes zu tun.

Eine mehrdimensionale Forschung über Humandifferenzierungen muss die Leitunterscheidungen einzelner Forschungsfelder also *empirisch aufs Spiel setzen* und deren Relevanzclaims fallweise aufgeben, nämlich der *Konkurrenz* ihrer Leitunterscheidungen in der sozialen Praxis Raum geben. Die Mehrfach*fokussierung* von Individuen durch

eine komplexere Beforschung ihrer Zugehörigkeiten ist gleichbedeutend mit einer Mehrfach*dezentrierung* sozialer Unterscheidungen. Es braucht daher Untersuchungen zu kulturellen Humandifferenzierungen, die von deren wechselseitiger Relativierung ausgehen, den eigenen Unterscheidungsgebrauch reflexiv mit beobachten und systematisch damit rechnen, dass jede Differenzierung auch von anderen Unterscheidungen überlagert werden, an Relevanz verlieren und verschwinden kann.

#### 4. Die zweifache Kontingenz von Kategorien

Zu einer solchen kontingenzbewussten Forschungsanlage gibt es aktuell kein brauchbares Theoriegerüst. Im Folgenden sollen in einem ersten Schritt ein möglicher Ausgangspunkt markiert und eine Perspektive entwickelt werden. Ich war zu Beginn dieses Aufsatzes von der minimalistischen sozialtheoretischen Annahme ausgegangen, dass kulturelle Unterschiede auf sinnhafte Unterscheidungen zurückgehen. Stellt man nun deren Kontingenz ins Zentrum, so ist festzuhalten, dass sie gezogen *oder* zurückgezogen, aufrechterhalten *oder* unterlaufen, und bei der Begegnung mit anderen Unterscheidungen verstärkt *oder* verdrängt werden können. Zu untersuchen sind also nicht nur die Kreuzung einiger vorab definierter Differenzierungsachsen (Intersektionalität) oder die individuelle Transgression spezifischer Binarismen (Hybridität), sondern ein komplexes empirisches Zusammenspiel von Humandifferenzierungen: eine stetige Bewegung multipler Kategorisierungen zwischen Verstärkung und Überlagerung, Stabilisierung und Vergessen, Thematisierung und Dethematisierung. Es finden sich Prozesse der Differenzierung *und* Entdifferenzierung, Konstellationen der Aktualisierung *oder* Neutralisierung, Praktiken der Grenzziehung und Distinktion, *aber* auch der Nivellierung und Differenznegation. Kulturelle Differenzen können historisch oder feldspezifisch von anderen überlagert werden, in ihrer Intensität nachlassen, weil sie in ihrem Geltungsbereich beschränkt werden und weniger kulturelle Objekte erfassen, und in bestimmten Sinnschichten ganz verschwinden. Ins Zentrum muss eine einfache Frage rücken: *Welche* Differenz ist *wo* und *wann* in Kraft? Diese Kontingenzsetzung verlangt zum einen nach Relativierung (1), zum anderen nach Temporalisierung (2) von Differenzen.

(1) Zunächst ist der Spezialisierung der verschiedenen *studies in differences* dadurch zu begegnen, dass deren Leitunterscheidungen aneinander relativiert werden. Die Gleichzeitigkeit vieler Verwei-

sungen verlangt nach einem weiten konzeptuellen Rahmen. Dieser sollte es erlauben, unterschiedlich verfasste kulturelle Unterscheidungen miteinander vergleichbar zu machen sowie fallweise zu berücksichtigen, wie stabil sie sind und wie oberflächlich oder konsequenzenreich sie gehandhabt werden. Wie wird bei einzelnen Differenzierungen feldspezifisch klassifiziert und die Erkennbarkeit von Zugehörigkeiten gesichert? Welche Interdependenzen und Konkurrenzen treten zwischen unterschiedlichen Formen der Kategorisierung auf? Welche ist wo irrelevant, wo dominant?

(2) Anstelle des Masterschemas der Nationalität, das das Konzept der *boundary* auf einen topologischen Denkstil geführt hat, scheint es fruchtbarer, kulturelle Unterscheidungen in der *Zeit* zu denken. Kulturell verfasste Phänomene – von den kleinsten sprachlichen Unterscheidungen bis hin zu den großen strukturellen Formationen – sind *prozesshaft*, gleichgültig, ob man sie mikrologisch in der situativen Zeit von Handlungssequenzen, in der biografischen Zeit von Narrationen oder makrologisch in folgenreichen administrativen Setzungen und historischen Entwicklungen untersucht. Allenthalben ist mit Varianz zu rechnen – mit *Momenten* der Aktualisierung und Neutralisierung (Einsatz- und Wendepunkten, Abbrüchen und Unterbrechungen) sowie mit biografischen und historischen *Konjunkturen* (Auf- und Abschwüngen) von Unterscheidungen. Diese haben nicht nur eine (differenzierungstheoretisch gut erfasste) sozialräumliche Relevanz, sie haben auch ein *zeitlich* fluktuierendes Gewicht. Welche subjektiv erlebte Zugehörigkeit ist wann und wie lange affektiv besetzt? Welche Faktoren bestimmen solche Konjunkturen in Institutionen und Interaktionen? Unter welchen historischen Bedingungen setzt sich eine Unterscheidung durch, welches Bedingungsgefüge setzt sie außer Kraft?

Im Folgenden werde ich zunächst ein Konzept darstellen, das diese Relativierung und Temporalisierung auf einen Ausgangsbegriff bringt (4.1). Dann werde ich zwei Typen von Bedingungen diskutieren, die zur Kontingenz oder Stabilisierung einer Unterscheidung beitragen: ihre Kreuzung mit anderen Differenzen (4.2) und die Form ihrer Rahmung und ihrer Prozessierung in unterschiedlichen Aggregatzuständen (4.3).

#### 4.1 Doing and Undoing Differences

Einen hinreichend weiten unterscheidungstheoretischen Ausgangspunkt bietet das Konzept des *doing differences* (West & Fenstermaker 1995), das eine

praxeologisch-konstruktivistische Perspektive in der Intersektionalitätsforschung einsetzte. Die ethnomethodologische Grundannahme ist, dass alle soziale Differenzierung *praktiziert* werden muss, also Teil einer Vollzugswirklichkeit ist, wobei Individuen weder als Akteure noch als Träger von Identitäten, sondern als bloße Vermittler sozialer Praxis betrachtet werden. *Doing ethnicity* (z. B.) wird dann „als eine ... praktische Leistung betrachtet, als etwas, das ‚geschieht‘, wenn ethnische Kategorien im Lauf einer bestimmten interaktionalen Bewegung für die Beteiligten relevant werden“ (Brubaker 2007: 103). *Doing differences* meint bei West & Fenstermaker die *Gleichzeitigkeit* der Produktion von Differenzen (doing X while doing Y); ihre weiteren Annahmen sind sozialtheoretisch eng auf Interaktion beschränkt und institutionell ‚verlängerungsbedürftig‘.<sup>11</sup> An dieser Stelle interessiert vor allem, dass die Grundvorstellung eines *praktischen Tuns* von Zugehörigkeiten und Differenzen impliziert, dass sie auch *nicht* getan werden können (eine Konsequenz, die West & Zimmerman übergehen). Dies empfiehlt das Konzept grundsätzlich für die zweifache Anforderung, die Relativierung und die Temporalität von Kategorisierungen zu denken. In dem Maße, in dem sinnhafte Unterscheidungen praktisch vollzogen werden, kann dieser Vollzug unterbrochen oder eingestellt werden, können Mitgliedschaften situations- und feldspezifisch deaktiviert werden.<sup>12</sup>

<sup>11</sup> So sind Interaktionen u. a. in organisationale Gelegenheitsstrukturen, kulturelle Wissensbestände, biografische und gesellschaftliche Prozesse eingelassen (Hirschauer 2001; Gildemeister & Hericks 2012).

<sup>12</sup> Ein Beispiel ist der Gebrauch der Geschlechterdifferenz für die Gruppenbildung unter Schülern (Breidenstein 1997): Bestimmten Spielen (z. B. dem ‚Knutschpacken‘) ist das Geschlecht eingeschrieben; bei anderen können die Geschlechtsklassen als ‚Parteien‘ aktualisiert werden, wenn das quantitative Angebot von Mädchen und Jungen bei der Organisation von Mannschaften ausgeglichen ist. Verlangt das Spiel aber gerade Kräftegleichheit (z. B. Tauziehen), wird der Einsatz von Geschlecht sofort wieder verworfen. Gibt es nur ein überzähliges Mädchen, so kann es zum ‚Ersatzmann‘ des Fußballspiels werden. Oder gibt es nur eine Lehrerin, so kann die ‚Jungengruppe‘ von ihr geleitet werden (ihr Geschlecht wird neutralisiert), nicht aber wenn auch ein Lehrer zur Verfügung steht. In beiden Fällen enthebt die Singularität der Geschlechterunterscheidung, aber aus verschiedenen Gründen: Das einzelne Mädchen wird in eine Gruppe von Mitspielern integriert, die einzelne (pendant-lose) Lehrerin wird vor allem als statusverschieden wahrgenommen. Das kognitive Begleitetgeschehen solcher sozialen Prozesse in Schulen untersucht die psychologische Forschung (Kessels 2002). Für einen

West & Zimmerman (1987) fassen das ‚doing X‘ lediglich als einen Verhaltensstil, mit dem Teilnehmer sich und andere in vorhandene soziale Kategorien fügen, und damit alleine als Tun von ‚Unterschiedlichkeit‘. In der Kreuzung von Differenzen ist so nur der erwähnte Fall der *simultanen* Koproduktion (doing X while doing Y) beobachtbar, nicht aber, dass Praktiken auch miteinander konkurrieren. Ich schlage daher vor, ‚doing difference‘ neu zu fassen: als sinnhafte *Selektion* aus einem Set *konkurrierender* Kategorisierungen, die einen Unterschied schafft, der einen Unterschied macht. Es reicht nicht, dass eine Kategorisierung stattfindet (und sich der Soziologie zur Übernahme oder Rekonstruktion anbietet), entscheidend ist vielmehr, ob in sozialen Prozessen – in Interaktionen, Biografien, Verfahren, Moden, Diskursen usw. – an diesen Anknüpfungspunkt *angeschlossen* wird, ob es also zur Wiederaufnahme einer Unterscheidung in deren Verlauf kommt, so dass ihre soziale Relevanz aufgebaut wird (Hirschauer 2001). Aus der Perspektive einer Unterscheidung ist ihr Gebrauch ein Bedeutungszuwachs, aus der ihrer Nutzer ergibt sich dagegen eine Verringerung von Komplexität, mit der sie die vielen Mitgliedschaften, die sich situativ (oder feldspezifisch) überschneiden, auf eine (oder wenige) je aktuelle reduzieren.

Wird eine Unterscheidung nicht selegiert, so findet sie bis auf weiteres nicht statt, sie ruht in einer Art stand-by-Modus (Coulter 1998). So wie Mitgliedschaften in einer Organisation ruhen können und Zugehörigkeiten im Selbstverständnis (psychisch und biografisch) in ihrer Salienz hoch oder tief rangieren können – die eine ist Frau im Polizeidienst, die andere bloß ein weiblicher Polizist, der eine ist noch Atheist, der andere lebt bloß areligiös – so tun sie es auch situativ, feldspezifisch und historisch. Der Nicht-Zugehörigkeit oder Ungebundenheit von Personen entspricht eine *Indifferenz* von Differenzen. Dies gilt auch und gerade für erlebte Zusammengehörigkeit (die soziale Assoziation): Sie ist ein kontextabhängiges Ereignis, das phasenweise intensiv sein kann. Man muss für die Möglichkeit offen sein, dass es „nicht ‚geschieht‘“ (Brubaker 2007: 23), dass wir es ansonsten also mit fallweise aschematischen Personen, schwachen affektiven Bindungen und Karteileichen zu tun haben.

Empirisch beobachtbar ist ein solcher Ruhezustand von Unterscheidungen kaum. Beobachtbar ist nur eine Phase der Unterscheidungsnegation, des *undoing*, also des Ungeschehen-Machens einer Diffe-

renz. Im historischen Zeitmaßstab können dies Gegendiskurse, städtebauliche Abrissmaßnahmen oder Antidiskriminierungspolitiken sein, mit denen man etwa die ‚Rasse‘ im Südafrika nach der Apartheid aus den Köpfen, Redeweisen und Praktiken zu löschen versucht; im biografischen Zeitmaßstab können es negatorische Narrative sein, mit denen eine frühere religiöse oder politische Identifizierung aufgehoben werden soll; im interaktionalen Zeitmaßstab kann es ein Widerspruch (ein praktiziertes Absehen, eine aktive Differenzminimierung) oder ein stilles Übergehen von Kategorisierungen sein (Hirschauer 2001), denn diese werden situativ „ascribed (and rejected), avowed (and disavowed), displayed (and ignored)“ (Antaki & Widdicombe 1998: 2). ‚Undoing ethnicity‘ (z. B.) bezeichnet insofern nur einen schmalen Zwischenbereich, ein Stillstellen der Unterscheidung, das noch in ihrem Horizont bleibt, an den Rändern aber bereits im ‚not doing ethnicity at all‘ verschwindet (so wie ein Schweigen im Nicht-Sprechen), also in das Tun von etwas ganz anderem übergeht (z. B. von Professionalität). Das *undoing* ist empirisch nur so konturiert wie dieses Schweigen, eine im Erwartungshorizont signifikante Inaktivität, die nahtlos in etwas ganz anderes übergehen kann. Am Rande des *undoing* findet also der Wechsel zu anderen Unterscheidungen statt.<sup>13</sup>

Der (am)bivalente Ausdruck *un/doing differences* markiert in diesem Sinne – wie die Unbestimmtheit

<sup>13</sup> Das Problem, empirisch festzustellen, dass etwas nicht geschieht, ist in der Soziologie schon lange bekannt. Marx hatte es etwa mit ausbleibenden Revolutionen, Weber mit der Frage, wann Unterlassungen Handlungen sind und wann sie im „Universum des bloßen Nicht-Handelns“ (Geser 1986: 643f.) untergehen. Die häufigste Antwort liegt in der Identifizierung von Erwartungsstrukturen (z. B. eine dringend benötigte Hilfeleistung), auf die bezogen etwas erkennbar nicht stattfindet. Die Ethnomethodologie legt nahe, dass dieser Erwartungshorizont in Augenhöhe der Teilnehmer liegen und in deren praktischen Tun selbst geschaffen werden muss (Lynch 2001). Forschungspraktisch sind Demonstrationen von *undoing* X dann begrenzte Gelegenheiten, in denen eine Unterscheidung z. B. interaktiv zurückgewiesen, prozedural unterbunden oder institutionell inhibiert wird (Hirschauer 2001: 214ff.). Anders als diese Praktiken des Absehens, der Dethematisierung und Deinstitutionalisierung, die einen klaren empirischen Bezugspunkt haben, den sie negieren, ist *not doing* X kein möglicher empirischer Gegenstand. Der Begriff *undoing* X bezeichnet daher nicht nur ein Objekt, er ist auch ein konzeptueller Hinweis, der von der Forschung eine viel größere Offenheit dafür verlangt, dass etwas *anderes* geschieht, als die Leitunterscheidungen des *Beobachters* erwarten lassen wollen.

der reinen doppelten Kontingenz bei Luhmann (1984: 168ff.) – nur einen Nullpunkt möglichen Strukturaufbaus oder -abbaus. Er versucht, einen stets flüchtigen Schwebezustand der Kontingenz begrifflich festzuhalten, einen Moment der Ununterschiedenheit, der In-Differenz. Auf dieser mikrosozialen Basis lässt sich die evidente Konkurrenz, das Ablösen von Leitunterscheidungen in sozialen Prozessen theoretisch besser fassen, als wenn man alle als evolutionär (also makro-zeitlich) ‚nun einmal geschehen‘ mythisiert oder die tatsächlichen Selektionen der Teilnehmer durch die theoretischen Selektionen von soziologischen Beobachtern verdrängt. Es braucht eine dynamischere Vorstellung vom Anschieben, Abreißen und Pausieren von Differenzierungen.

Humandifferenzierungen werden in der Zeit stillgestellt und reißen wieder auf. Anstelle linearer Evolution ist an geschichtliche und biografische *Konjunkturen* zu denken und an ihre Kreuzung. Z. B. kann in einer Biografie die Relevanzkurve von Alter in der Mitte eher flach, und gegenläufig zu der von Geschlecht (in der Mitte hoch) gezeichnet werden.<sup>14</sup> Oder es begegnen sich historische Relevanzkurven für die Blütezeit von ‚Nationen‘ in Europa (ihr Aufkommen und Abebben) mit den zeitversetzten Konjunkturen der ‚Rassen‘. Solche Relevanzkonjunkturen einer Unterscheidung können sich nicht nur mit anderen Differenzen überlagern, sondern auch mit anderen Zeiten, in denen sie sich situativ, biografisch und historisch zugleich ereignen.

## 4.2 Die Differenzierungsdynamik von Kreuzungen

Zur Beleuchtung der vollen Kontingenz von Unterscheidungen habe ich der bekannten Vorstellung ihrer historischen Genese oder ihres Gemachtseins (also ihrer sozialen Konstruktion) die Vorstellung ihrer Negierbarkeit (ihrer praktischen Dekonstruktion) zur Seite gestellt. Das ‚undoing‘ befindet sich dabei in einem wechselseitigen Verweisungszusammenhang mit der Konkurrenz von Unterscheidungen, die man denken muss, wenn man Mehrfachzugehörigkeiten in ihrer Dynamik erfassen will. Durch Berücksichtigung der Konkurrenz von Kategorisierungen lässt sich deren Reifizierung als Mitgliedschaft (oder gar als individuelles Merkmal) erst nachhaltig auflösen, durch diese Verflüssigung wird aber auch umgekehrt erst Platz für ein sym-

metrisches Denken von Mehrfachzugehörigkeiten geschaffen.

Ich bin dabei bislang von der differenzierungstheoretischen Perspektive ausgegangen, dass soziale Prozesse nur ausschnitthaft auf Kategorisierungen rekurren, also eben nicht im Modus der *Gleichzeitigkeit*, sondern in dem der *Sukzession*. Aber es gibt natürlich auch den Fall, dass Kategorien in sozialen Prozessen auf signifikante Weise gekreuzt auftreten.<sup>15</sup> Was trägt diese Kombinatorik evtl. zur Kontingenz von Unterscheidungen bei?

Die Kreuzung von Differenzen ist ein sehr viel elementarerer Sachverhalt als er im Intersektionalitätsansatz gedacht wird. Er lässt sich oft bereits an sprachlichen Kategorien feststellen, mit denen Zugehörigkeiten benannt werden. In der Kategorie ‚Dame‘ überschneiden sich Geschlecht und Klasse, im ‚Mädchen‘ Geschlecht und Alter. Und in den Praktiken ‚mädchenhaften Verhaltens‘ findet sich eben ein ‚doing gender while doing age‘. Thorne (1993) spricht von der kontinuierlichen „Flexion“ sozialer Kategorien durch andere Kategorien. Auch Rufnamen nehmen regelmäßig solche Kopplungen vor, sie indizieren multiple soziale Zugehörigkeiten (Nübling 2009). In den sozialen Typen der Alltagswelt sind die intersektional wiedervereinigten Leitunterscheidungen von Forschungsfeldern eben immer schon verschweißt.<sup>16</sup>

Wenn man sich diesen Typen nicht ungleichheits- sondern konstitutionstheoretisch nähert, lassen sich lebensweltliche Kategorien, an die der Intersektionalitätsansatz unbesehen anschließt, selbst bereits als Fall von Differenzenkreuzung rekonstruieren. Ein Beispiel: Intersektional gedacht, ist eine ‚Lesbe‘ ein Fall der Kreuzung von Geschlechtszugehörigkeit mit sexueller Orientierung. Distanziert man sich soziologisch jedoch von dieser Verdinglichung aus politischen Kämpfen, zeigt sich die ‚Homo-

<sup>15</sup> Zur Illustration: Während eine Schule *erst* altersgleich rekrutiert, und dann nach Leistung differenziert, sucht eine Armee gesunde junge Männer, eine Modelagentur attraktive junge Frauen. Im Selbstverständnis und in Fremdbeschreibungen einer Person kann diese Mischtypik auch den üblicheren Fall darstellen. Belässt man es aber soziologisch bei dieser Nebeneinanderstellung, verzichtet man bereits auf die je persönliche Relevanzabstufung solcher Attribute.

<sup>16</sup> Dies ist im ‚doing gender‘-Ansatz übrigens schon konzeptuell angelegt. Wenn man die Geschlechtszugehörigkeit nicht als körperliches Merkmal, psychische Identität oder soziale Rolle fasst, sondern als sozialen Prozess, verliert das Phänomen Geschlecht sofort seine klaren Grenzen. Es verschwimmt mit der Herstellung anderer Differenzen, z. B. mit Alters- und Rangunterschieden.

<sup>14</sup> Vgl. schon Linton 1942 zum lebenszeitlich unterschiedlichen Gewicht von Geschlecht und Alter.

sexualität' als Ergebnis der Kreuzung einer Differenzierungslinie mit sich selbst, genauer: als Kreuzung der Geschlechtskategorisierung einer Person mit der ihrer Paarbeziehung (gleich/ungleich). Dies wird bei intersektionalem (und alltagsweltlichem) Denken noch als ‚sexuelles Merkmal‘ der Person reifiziert, während sich die aktuelle Rechtsentwicklung einer geschlechtsindifferenten Öffnung der Ehe ‚für alle‘ gerade von der ‚Homosexualität‘ verabschiedet (Hirschauer 2013).

Dieser Fall von Kreuzung ist nur einer von vielen möglichen. Manche Differenzierungen kommen sich ‚in die Quere‘, andere begegnen sich folgenlos, manche verstärken sich gegenseitig, andere neutralisieren sich, viele kreuzen sich im Sinne einer gegenseitigen Brechung. Sie gehen unterschiedliche Beziehungen zueinander ein, was von ihrer Spezifik abhängt. Festzustellen, wie sich Humandifferenzierungen auf der Ebene ihrer Konstitution zueinander verhalten, ist letztlich eine Forschungsaufgabe. Zu ihrer Bewältigung empfiehlt sich eine Systematisierung nach kontingenzschließenden Differenzverstärkungen und kontingenzöffnenden Differenzminimierungen, die den Bias des Intersektionalitätsansatzes zugunsten der Stabilität bestimmter Unterscheidungen korrigiert.

Auf der einen Seite finden sich viele Fälle *dynamischer Differenzverstärkungen* durch die Kombinatorik von Unterscheidungen. Ein Beispiel ist etwa der aus den Race Studies bekannte Umstand, dass die Signifizierung von Hautfarben durch die Kopplung an juristisch-politische Segregationsprozesse (Apartheid), soziale Klasse (Versklavung) und Endgameregeln (Heiratsverbote) mehrfach potenziert und sozial konsequenzenreich gemacht wird (Wacquant 2003). Ein analoges Beispiel aus den Gender Studies ist, dass der Geschlechterdifferenz durch Attraktivitätsnormen bei der Paarbildung eine Altersdifferenz eingepflanzt wird, indem die Ästhetisierung eines Altersvorsprungs Männern äußerst folgenreiche Karriere- und Einkommensvorsprünge sichert (Goffman 1977a). Ein Beispiel aus der Ethnizitätsforschung ist die ethnische Umsiedlung und Vertreibung, die ‚Völker‘ mit Territorien zur Deckung bringt und so für distributive Klarheit und Erkennbarkeit sorgt (Ryan 1994). Und schließlich ist spätestens seit den Pisa-Studien die Reproduktion sozialer Klassen durch die Bildung von Leistungsklassen im Rahmen ihrerseits klassifizierter Schultypen bekannt (im Gegensatz zu den Egalisierungseffekten, die andere Schulsysteme erzielen können). In all diesen Fällen geht es um gegenseitige Differenzverstärkungen: Was eine Rasse ist,

wird u. a. durch Deklassierung, was ein Geschlecht ist u. a. durch Altersabstände konturiert.

Dabei handelt es sich nicht um statische Eigenschaften, etwa des ‚Geschlechterverhältnisses‘ oder der ‚Klassenstruktur‘, sondern um historisch variable Differenzierungsstrategien. So setzten die bürgerlichen Schichten im 19. Jahrhundert zu ihrer Klassendistinktion auf eine ausgeprägte Geschlechtsdifferenziertheit (Hausen 1976) – was Durkheim mit dem soziologischen Attest versah, die Geschlechter seien einander in primitiven Gesellschaften „viel ähnlicher“ gewesen als in entwickelten (Durkheim 1988: 103ff.) – während heutige Bildungsmilieus eher Geschlechtsegalität reklamieren und große Geschlechtsunterschiede als ‚proletenhaft‘ erscheinen lassen. Die Differenzierung von Geschlechtern kann also für die von sozialen Klassen ambivalent genutzt, nämlich sowohl *hochgespielt* als auch *heruntergespielt* werden.<sup>17</sup>

Auf der anderen Seite kommt es bei der Kreuzung von Differenzen aber auch regelmäßig zu kontingenzöffnenden *Differenzminimierungen*, etwa wenn ethnische und sprachliche Differenzierungen in der Konkurrenz mit Religionen gebrochen werden oder umgekehrt religiöse Gemeinschaftsbildung durch ethnische und sprachliche Unterscheidungen gestört wird. Besonders bei der Herausbildung von Nationen lassen sich solche Prozesse der Überlagerung von Differenzen beobachten. Wenn eine höherstufige Differenz (Nation) beansprucht, andere Unterscheidungen (z. B. ethnische) zu subsumieren, kommt es zu einer Verdrängungskonkurrenz, einem Kampf um die Vorrangstellung bzw. relative Herabstufung von Differenzen. Im Ergebnis sind nicht nur unterschiedliche Relevanzgraduierungen möglich, sondern auch Prozesse der Entdifferenzierung. Sie finden sich nicht nur in den Hybriden der Postcolonial Studies, sondern auch in der temporären Unterschiedslosigkeit revolutionärer Gemeinschaften, wenn sich Ethnien, Geschlechter, Religionen und Klassen als ‚geeint‘ gegen einen Feind (also im Zeichen einer großen anderen Differenz) erleben.

<sup>17</sup> Auch das Alter kann hier noch interferieren: „Junge Frauen aus bildungsfernen Schichten (inszenieren) ihre Weiblichkeit und Heterosexualität häufig wesentlich dramatischer als ihre Geschlechtsgenossinnen. Dieses Bild kann sich aber mit zunehmendem Alter umdrehen. Und spätestens beim Eintritt ins Rentenalter sorgen die aufgerückten Kostümträgerinnen der Ober- und Mittelschicht für eine sichtbarere Darstellung der Geschlechterdifferenz als in den unteren Schichten.“ (Müller 2011: 308)

Ein Phänomen im Rahmen solcher Differenzminimierungen ist die *Skalenverschiebung* von Differenzierungslinien. So können politische Loyalitäten auf verschiedenen Ebenen ethnisiert werden: Ein Immigrant in den USA kann sich – in unterschiedlichen Oppositionen – als Hmong, als Vietnamesische, als Asian-American oder als Amerikaner identifizieren (Wimmer 2008: 977). Solche Verschiebungen des regionalen Bezugsrahmens gibt es auch im Sport: eine Identifizierung mit einem Stadtteilclub (gegen den Nachbarclub) macht der mit einer städtischen Vereinsmannschaft (im ‚Lokald Derby‘) Platz, diese einer Regionalauswahl (inklusive der schärfsten lokalen Konkurrenten) und diese wieder einer Nationalauswahl. Solche Skalenverschiebungen können aber nicht nur mit Bezug auf den Raum, sondern auch auf der *Zeitachse* stattfinden, z. B. intergenerationell. Dies suggeriert jedenfalls Evans-Pritchards Schilderung der Nuer, bei denen ein Konflikt zwischen zwei Familien oder Clans oft durch ältere Nuer und durch Hinweis auf die Vorfahren geschlichtet wurde, in denen die zwei Konfliktparteien verwandt (also wieder eins) waren (Brubaker 2007: 77). Sowohl die räumliche als auch die zeitliche ‚Vereinung‘ des Geteilten statten die je kleinteiligere Differenzierung mit einem Reversibilitäts- oder Kontingenzbewusstsein aus.

Die Begegnung von Differenzierungslinien kann also für einzelne mit einer spontanen Relevanzminderung verbunden sein. Es gibt aber auch nachhaltige Entwertungen, wenn Differenzen systematisch abgebaut werden, so wie die Entwertung nationaler Grenzen in Europa vormals hochgerüstete Nationalgefühle eher zu sportlichem und folkloristischem Patriotismus verkümmern ließ. Differenzen können entkräftet werden wie religiöse Grenzziehungen durch die säkularistische Trennung von Staat und Kirche oder weil der große Gleichmacher Kapitalismus „ohne Unterschied von Geschlecht und Alter“ (Marx & Engels 1956: 416) Arbeitskräfte ausbeutet, also unterschiedslos unter etwas Anderes einreicht. Differenzen können aus den sie verstärkenden Kopplungen mit anderen Differenzen herausgelöst werden und von relevanten Identitätskategorien zu anatomischen Besonderheiten herabsinken, entweder weil sie normativ und politisch in Schach gehalten und im Namen der Leistungsklassifikation durch formalisierte Verfahren neutralisiert werden (Heintz 2008),<sup>18</sup> oder weil sie im Liebesindividualismus

von Paarbeziehungen durch eine komplexere Personenwahrnehmung absorbiert werden (Hirschauer 2013).

### 4.3 Rahmungen und Aggregatzustände

Neben solchen Kombinationsmöglichkeiten trägt noch ein zweiter Sachverhalt zur Stabilität oder Kontingenz kultureller Humandifferenzen bei. Diese können grundsätzlich in zwei unterschiedlichen *ontologischen Registern* gezogen werden: in den primären Rahmen (Goffman 1977b) ‚Kultur‘ und ‚Natur‘. So kann etwa Leistung als angelegte *Begabung* oder als Effekt von *Lernanstrengung* gedeutet werden; die Unterscheidung von Geschlechtern kann als *sex* oder als *gender* vorgestellt werden; die von körperlichen Phänotypen als *race* oder *ethnicity*, Behinderungen als *impairment* oder *disability*. Kulturelle Differenzierungen von Menschen werden also kontinuierlich von der ontologischen Leitunterscheidung von Natur und Kultur durchkreuzt, die einen zentralen Unterschied zwischen Unterscheidungen markiert, weil sie sie in einen grundsätzlich kontingenzoffenen (Kulturalisierung) oder kontingenzaversiven (Naturalisierung) Rahmen stellt.<sup>19</sup> Im Gegenstandsbereich lassen sich dementsprechend Rahmungsstrategien der Kulturalisierung und der Naturalisierung beobachten (Kleeberg & Langenohl 2011). Über diese Beobachtung hinaus arbeiten die Sozial- und Kulturwissenschaften aber natürlich qua Profession selbst an einem dieser Rahmen. Er erlaubt es, Naturalisierungen überhaupt als kulturelle Leistungen zu erkennen und als Verkennungsmechanismen (Bourdieu 1987) zur Stabilisierung kultureller Unterscheidungen zu entschlüsseln.<sup>20</sup>

Darüber hinaus rekrutiert sie ihre Schüler unter Rekurs auf vorgängige Leistungsklassifikationen (Eingangstests oder Primarschulzeugnisse), sie formt ihren Schultypus also nach latent naturalisierten ‚Begabungsklassen‘. Auf dieser Vergleichbarkeit sichernden Basis – Homogenisierung von ‚Begabungen‘ und Alter – sowie unter expliziter Indifferenz gegen weitere Unterscheidungen (etwa nach Ethnizität, Konfession oder Geschlecht) arbeitet die Schule an der Härtung ihrer Humandifferenzierungen – an ordinal stratifizierten, ‚reliablen‘ Kategorien, die beanspruchen, von sozialer Relationalität abzusehen. Auf der informellen Seite der Organisation können die inhibierten Kategorien dennoch weiter gepflegt werden (s. Fn 12).

<sup>19</sup> Essentialistische Kulturalisierungen können allerdings genauso kontingenzaversiv ausfallen wie Naturalisierungen. Zur kulturellen Relativität dieser ‚Ethnoepistemologie‘ vgl. Descola (2011).

<sup>20</sup> Das schließt nicht aus, dass auch manche Soziologen es vorziehen, zur Naturalisierung sozialer Kategorien bei-

<sup>18</sup> So rekurriert die Schule zur Rekrutierung ihrer Schüler auf die Altersdifferenz, die sie zur Bildung und Staffellung von ‚Klassen‘ einsetzt, aber seit der Einführung der Koedukation kaum mehr auf Geschlecht oder Konfession.

Darüber hinaus sind verschiedene *sekundäre Rahmen* für das Ziehen von kulturellen Grenzen bedeutsam. Goffman spricht von ‚Modulationen‘ der Alltagsrealität, die in Alltagssituationen einen ernsthaften durch einen spielerisch-uneigentlichen Unterscheidungsgebrauch verdrängen können (z. B. bei der ironischen Zitierung ethnischer Stereotype), die aber auch in spezifischen gesellschaftlichen Feldern gepflegt werden, etwa in Theater und Literatur, wo regelmäßig Transgressionen und Brüche primärer Rahmungen entfaltet werden. Die Differenzierung der Gesellschaft in soziale Felder bringt also auch für die Differenzierung ihres Personals Rahmungsvarianten hervor. Menschen können in der Wissenschaft biologisch unterschieden, im Recht kategorial getrennt, durch Religion purifiziert, in Schulen an Leistung gemessen und in der Politik in Distinktionskämpfen etikettiert werden, sie können aber auch durch globalen Konsum hybridisiert werden, in Kunst und Mode ästhetisch durchmischt, oder im Theater einfach das Gegenteil von ‚sich selbst‘ darstellen.

Die *Thematisierung* kultureller Differenzen in gesellschaftlichen Feldern bildet aber auch nur eine dünne diskursive Schicht des Kulturellen. Kulturelle Unterscheidungen werden daneben noch in ganz anderen *Aggregatzuständen des Kulturellen* prozessiert. Diese in den Naturwissenschaften entwickelte Vorstellung von unterschiedlichen Zustandsvarianten der Materie scheint mir auch hilfreich für die Verständigung der Sozial- und Kulturwissenschaften über die *sozialen Härtegrade* sinnhafter Phänomene, über die mehr oder weniger fluiden oder geronnenen Formen kultureller Sinnschichten, die sich mit den Graden der Institutionalisierung einer Unterscheidung verändern.<sup>21</sup> Das eingangs skiz-

zutragen (s. Fn 8). Wer eine Integration von verhaltensgenetischen Annahmen in die Ungleichheitsforschung fordert (Diewald 2010), lässt sich in einem kausalanalytischen Individualismus die Form der Fragestellung von den Naturwissenschaften vorgeben: Was ‚erklärt‘ das individuelle Verhalten von ‚Menschensorten‘? Diese Frage liegt außerhalb des soziologischen Common Sense, dass das, was für den Alltagsverstand ‚Eigenschaften‘ sind, soziale Kategorien, Zuschreibungen und Wahrnehmungsschemata sind.

<sup>21</sup> Diese Metaphorik hat Geschichte. Schon Simmel sprach vom „Kristallisationsgrad“ sozialer Phänomene und davon, dass die „Verfestigungen“ gesellschaftlicher Systeme auf dem „ewigen Fließen und Pulsieren“ des interaktiven Austauschs ruhen (1992/1908: 33). Berger & Luckmann sprachen (wie schon Schütz) von der „Sedimentierung“ von Sinn und von der Institutionalisierung habitualisierten Verhaltens als „Erhärtung“ (1969: 63, 72ff.). Bauman (1999: 52ff.) fasste die (Sartre entlehnte)

zierte Konzept der *boundary* vollzieht an dieser Stelle eine dualistische Unterscheidung zwischen symbolischen (weichen) und sozialen (harten) Grenzen. Mit dieser werden Kulturelles und Soziales auf eine wenig überzeugende Weise getrennt. Die Heuristik unterschiedlicher Aggregatzustände umgeht diesen Dualismus, um sozial- und kulturwissenschaftliches Denken nicht nur zu koppeln, sondern einander anzunähern. Dabei vermeidet die Heuristik die einseitige Orientierung auf das *boundary making* bzw. die „Erhärtung“ i.S. von Berger & Luckmann, sie öffnet den Blick für *Enthärtungsprozesse*, also De-Institutionalisierungen (Heintz & Nadai 1998).

Die Aggregatzustände des Kulturellen umfassen zunächst *sprachliche Strukturen* (Kategorien, Grammatiken, Personennamen etc.), die sich unmittelbar in *diskursiven Repräsentationen* niederschlagen, darunter gelehrte Spezialdiskurse (im Medium der Schrift, etwa in Literatur, Wissenschaft und Jurisprudenz), aber auch populäre Diskurse, die sich stärker oral in Form von Redensarten und Alltagsmythen und visuell (etwa in den Massenmedien) artikulieren. Die öffentlichen Repräsentationen haben aber auch mentale Entsprechungen in *kognitiven Schemata* (Rahmen, Skripte, stereotype Sicht- und Hörweisen), die neben Situationen, Ereignissen und Äußerungen auch Gefühle und Personen (inklusive des Selbst) erfassen. Ganz im Fokus der Soziologie liegen *situierete Praktiken* (der Kommunikation, der Arbeit, des Konsums etc.) – also das routinisierte Verhalten, Reden und habitualisierte Gebaren, das sich auf verkörpertes Wissen stützt – sowie das Spektrum dauerhafter *institutioneller Infrastrukturen* von sozialen Beziehungen über Organisationen bis zu sozialstrukturellen Formationen. Wieder eher am Rande der soziologischen Aufmerksamkeit finden sich dagegen die Elemente *materieller Kultur*: Strukturen des sozial geformten Körpers, Artefakte, Technologien und Architekturen.<sup>22</sup>

Die Relevanz dieser unterschiedlichen Beschreibungsebenen mag ein einfaches Beispiel illustrieren,

„Klebrigkeit“ des sozial Fremden als einen Zustand, der den Einheimischen je nach eigenen Ressourcen mal flüssiger, mal zäher erscheint. Für die Actor-Network-Theory vgl. das Konzept der „fluidity“ bei Mol & Law (1994).

<sup>22</sup> Auf dieser Ebene liegt auch die Frage der *Verteilung* materieller Güter, die die Ungleichheitsforschung fokussiert. Einer konstitutionstheoretischen Perspektive muss es um mehr gehen. So ist eine ‚Behinderung‘ nicht einfach ein körperlicher Zustand, der Effekte aufs Einkommen hat, er besteht auch aus architektonischen Strukturen, die die Behinderung erst mit *hervorbringen* (so wie segregierte Toiletten und Kaufhausabteilungen ‚Geschlechter‘).

das die Grenze einmal nicht als theoretische Metapher, sondern als empirisches Phänomen nimmt. Eine Landesgrenze besteht zumeist aus einem Sprachenunterschied, aus kartografischen Repräsentationen, aus einer Geltungsgrenze von Gesetzen, aus Grenzposten und Grenzsoldaten, aus Formularen und Personenkontrollen, Fahnen und Schlagbäumen, habituellen Schwellen in Straßenverkehrspraktiken, usw. Diese Sinnschichten haben ganz unterschiedliche Verfallszeiten und überlagern einander so wie die historische, biografische und situative Zeit. So ist in einem Moment Ungleichzeitiges – Dauerhaftes, Zählebiges, Modisches und ganz Aktuelles – gleichzeitig wirksam.

Der Zusammenhang dieser Sinnschichten ist oft als Erhärtungsvorgang beschrieben worden: Kategorien werden in situierten Praktiken verwendet, um sich oder andere zu identifizieren, sie werden in Deutungsmustern und Redensarten verstetigt, von Organisationen aufgegriffen und in administrative Vorgänge eingepflanzt und durch Massenmedien verbreitet. Auf diese Weise institutionalisiert, kann sich bei den Kategorisierten am Ende eine ‚Identität‘ als ein spezifischer Aggregatzustand subjektiver Sinnbildung herausbilden. Nimmt man aber nicht nur die ‚Objektivierungen‘, sondern auch deren Reversibilisierung in den Blick, dann kann man klarer sehen, dass diese Schichtungen über eine relative Selbständigkeit verfügen und fallweise loser oder enger miteinander verkoppelt werden.

Eine Untersuchung nur einzelner dieser Sinnschichten, wie sie Disziplinen oder Ansätze i. d. R. leisten, kann dagegen sowohl die Stabilität als auch die Kontingenz von Unterscheidungen leicht überschätzen. So kann eine scharf dichotomisierende Sprache im nationalistischen Diskurs Osteuropas durch Mischehen, Zweisprachigkeit, Migration, Assimilation und ethnopolitische Indifferenz konterkariert werden (Brubaker 2007: 84). Oder ein rassistischer, auf Distinktion von den Anderen bedachter Diskurs im kolonisierten Lateinamerika findet erst auf der Ebene sozialer Kontakte im ‚Mestizen‘ einen lebendigen Widerspruch, der auf die Attraktivität dieses Anderen hinweist (Nederveen 2001: 8).

Kulturelle Humandifferenzen können eben nicht nur diverse Kombinationen eingehen (sich kreuzen, verstärken, überlagern, verdrängen etc.) und verschieden gerahmt werden (als Kultur/Natur, Spiel/Ernst usw.), sie können auch in anderen Sinnschichten des Kulturellen auftauchen oder abtauchen, also in andere Aggregatzustände übergehen. Manche werden z. B. in Sprachen grammatikalisiert (Haase 1994), von Experten expliziert und diskur-

siv verflüssigt; andere werden deinstitutionalisiert und der Interaktion übergeben (Heintz & Nadai 1998); wieder andere sedimentieren eine historische Zeitlang in Habitus und Körperessenzen, in Institutionen und Artefakten. Diagnostiziert man einen Relevanzverlust in einer Sinnschicht (etwa in der Kleidung), kann eine Unterscheidung in eine andere verschoben worden sein (etwa in den Habitus). Diagnostiziert man eine große Stabilität, so beschränkt sie sich vielleicht auf ein Medium (etwa die Sprache). Kulturelle Differenzen sind nicht nur Diskurseffekte, kognitive Schemata (wie Brubaker nahelegt) oder theoretische Essentialisierungen, wie in den Kulturwissenschaften (etwa bei Nederveen) oft unterstellt wird, es sind vor allem *praktisch vollzogene*, körperlich und situativ materialisierte sowie institutionell geronnene ‚Real-Essentialisierungen‘, und diese sozial konstruierte *Eigentlichkeit* von Differenzen gilt es zu untersuchen.

## 5. Schluss

Dieser Aufsatz ist ein Beitrag zu den jüngeren kultursoziologischen Versuchen, Kategorien der Humandifferenzierung zu entreifizieren. Er bewegte sich gewissermaßen von der statischen Anatomie der Sozialstrukturanalyse mit dem Skelett ihrer Variablen zur dynamischeren Physiologie des Sozialen mit ihren Entwicklungskurven, Aggregatzuständen und Code-Vermischungen: *Gradualitäten* von Mitgliedschaften, Relevanzen und Institutionalisierungen. Bourdieu's ‚Klassifikationen der Klassifizierer‘ zeigten sich dabei auf vielfältige Weise differenziert: nicht nur in der Unterscheidungsdimension, die vielen Forschungsfeldern ihren Namen gibt, sondern auch in ihren jeweiligen Spezifika (etwa der Anzahl der Kategorien) und den Beziehungen zu anderen Unterscheidungen, in ihren Relevanzkonjunkturen in unterschiedlichen gesellschaftlichen Feldern und in ihren kulturellen Rahmungen und Institutionalisierungsgraden.

Der skizzierte analytische Rahmen ist keine Theorie, die beansprucht, alle Probleme zu lösen, die in der Erforschung von Humandifferenzierungen auftauchen. Er ‚erklärt‘ nichts. Er will mit seinem Akzent auf der Vielfalt und Kontingenz dieser Kategorisierungen vielmehr zu einer empirischen Wendung mancher bloß begrifflichen Kontroverse einladen. Er soll es erleichtern, die Herstellung, Überlagerung und Außerkraftsetzung verschiedener kultureller Differenzierungen des gesellschaftlichen Personals vergleichend zu untersuchen. Gerade die vergleichende Kontrastierung von Differenzierungslinien

aus dezidiert unterschiedlichen Forschungsgebieten sollte diese einzelnen empirischen Fälle analytisch tiefer durchdringen können. Längerfristig mag es so möglich werden, durch einen Dialog zwischen Sozial- und Kulturwissenschaften eine transdisziplinäre theoretische Perspektive zu erarbeiten, von deren Warte aus Fragen nach den allgemeinen Mechanismen und vielfältigen Wechselwirkungen kultureller Humandifferenzierungen empirisch gehaltvoll und analytisch präzise beantwortet werden können.

## Literatur

- Allolio-Näcke, L., B. Kalscheuer & A. Manzeschke, 2005: Differenzen anders denken: Bausteine zu einer Kulturtheorie der Transdifferenz. Frankfurt a.M.: Campus.
- Allport, G.W., 1954: *The Nature of Prejudice*. Reading: Addison-Wesley.
- Amselle, J.-L., 1998: *Mestizo Logics: Anthropology of Identity in Africa and Elsewhere*. Stanford University Press.
- Anderson, B., 1983: *Imagined Communities: Reflections on the Origin and Spread of Nationalism*. London: Verso.
- Antaki, C. & S. Widdicombe, 1998: *Identities in Talk*. London: Sage.
- Anthias, F., 2005: Social Stratification and Social Inequality: Models of Intersectionality and Identity. S. 24–45 in: F. Devine, M. Savage, R. Crompton & J. Scott (Hrsg.), *Rethinking Class*. London: Palgrave.
- Appiah, K.A., 1994: Identity, Authenticity, Survival: Multicultural Societies and Social Reproduction. S. 149–163 in: A. Gutmann & C. Taylor (Hrsg.), *Multiculturalism: Examining the Politics of Recognition*. Princeton University Press.
- Barth, F., 1969: *Ethnic Groups and Boundaries. The Social Organization of Culture Difference*. London: Allan & Unwin.
- Bateson, G., 1972: *Steps to an Ecology of Mind*. Chicago: Chicago University Press.
- Bauman, Z., 1995: *Moderne und Ambivalenz: Das Ende der Eindeutigkeit*. Hamburg: Hamburger Edition.
- Bauman, Z., 1999: Der Traum von Reinheit. S. 14–64 in: Ders.: *Unbehagen in der Postmoderne*. Hamburg: Hamburger Edition.
- Bhabha, H.K., 1994: *The Location of Culture*. London: Routledge.
- Bourdieu, P., 1984: Die feinen Unterschiede: Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, P., 1987: *Sozialer Sinn: Kritik der theoretischen Vernunft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, P., 2004: *Der Staatsadel*. Konstanz: UVK.
- Bowker, G.C. & S.L. Star, 2000: *Sorting Things Out: Classification and its Consequences*. Cambridge, Mass.: MIT Press.
- Breidenstein, G., 1997: Der Gebrauch der Geschlechterunterscheidung in der Schulklasse. *Zeitschrift für Soziologie* 26: 337–351.
- Brubaker, R., 2007: *Ethnizität ohne Gruppen*. Hamburg: Hamburger Edition.
- Calhoun, C., 2007: *Nations Matter: Culture, History and the Cosmopolitan Dream*. London: Routledge.
- Coulter, J., 1996: Human Practices and the Observability of the 'Macrosocial'. *Zeitschrift für Soziologie* 25: 337–345.
- Crenshaw, K.W., 1994: Mapping the Margins: Intersectionality, Identity Politics, and Violence Against Women of Color. *Stanford Law Review* 43: 1241–1299.
- Derrida, J., 1995: *Marx' Gespenster: Der verschuldete Staat, die Trauerarbeit und die neue Internationale*. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Descola, P., 2011: *Jenseits von Natur und Kultur*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Desrosières, A., 1998: *The Politics of Large Numbers: A History of Statistical Reasoning*. Cambridge, Mass.: Harvard University Press.
- Diewald, M., 2010: Zur Bedeutung genetischer Variation für die soziologische Ungleichheitsforschung. *Zeitschrift für Soziologie* 39: 4–21.
- Diewald, M. & T. Faist, 2011: Von Heterogenitäten zu Ungleichheiten: Soziale Mechanismen als Erklärungsansatz der Genese sozialer Ungleichheiten. *Berliner Journal für Soziologie* 21: 91–114.
- Douglas, M., 1992: *Reinheit und Gefährdung*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Durkheim, E., 1988: Über soziale Arbeitsteilung. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Durkheim, E. & M. Mauss, 1987: Über einige primitive Formen von Klassifikation. S. 169–256 in: H. Joas (Hrsg.), *Schriften zur Soziologie der Erkenntnis*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Fluck, W., 2000: Die Wissenschaft vom systemischen Effekt. Von der Counter-Culture zu den Race, Class and Gender Studies. S. 111–124 in: R. Rosenberg, I. Münz-Koenen, P. Boden & G. Gast (Hrsg.), *Der Geist der Unruhe*. Berlin: Akademie-Verlag.
- Emmison, M. & M. Western, 1990: Social Class and Social Identity. A Comment on Marshall. *Sociology* 24: 241–253.
- Foucault, M., 2004: *Sicherheit, Territorium, Bevölkerung. Geschichte der Gouvernementalität*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Geser, H., 1986: Elemente zu einer Theorie des Unterlassens. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 38: 643–669.
- Gildemeister, R. & K. Hericks, 2012: Geschlechtersozio- logie: theoretische Zugänge zu einer vertrackten Kategorie des Sozialen. München: Oldenbourg.
- Goffman, E., 1977a: *Rahmen-Analyse*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Goffman, E., 1977b: The Arrangement between the Sexes. *Theory and Society* 4: 301–331.
- Gupta, A. & J. Ferguson, 1992: Beyond "Culture": Space, Identity, and the Politics of Difference. *Cultural Anthropology* 7: 6–23.
- Haase, M., 1994: *Respekt: Die Grammatikalisierung von Höflichkeit*. Bd. 3. München: Lincom.
- Hacking, I., 1986: Making up People. S. 222–236 in: T.C.

- Heller & C. Brooke-Rose (Hrsg.), *Reconstructing Individualism*. Stanford: Stanford University Press.
- Hall, S., 2004: Die Frage des Multikulturalismus. S. 188–227 in: Ders., *Ideologie, Identität, Repräsentation*. Hamburg: Argument.
- Hannerz, U., 1987: The World in Creolisation. *Africa* 57: 546–559.
- Hausen, K., 1976: Die Polarisierung der „Geschlechtercharaktere“. S. 363–393 in: W. Conze (Hrsg.), *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas*. Stuttgart: Klett.
- Heintz, B., 2008: Ohne Ansehen der Person? De-Institutionalisierungsprozesse und geschlechtliche Differenzierung. S. 231–251 in: S.M. Wilz (Hrsg.), *Geschlechterdifferenzen – Geschlechterdifferenzierungen*. Wiesbaden: VS.
- Heintz, B., 2010: Numerische Differenz. Überlegungen zu einer Soziologie des (quantitativen) Vergleichs. *Zeitschrift für Soziologie* 39: 162–181.
- Heintz, B. & E. Nadai, 1998: Geschlecht und Kontext, De-Institutionalisierungsprozesse und geschlechtliche Differenzierung. *Zeitschrift für Soziologie* 27: 75–93.
- Hirschauer, S., 2001: Das Vergessen des Geschlechts. Zur Praxeologie einer Kategorie sozialer Ordnung. S. 208–235 in: B. Heintz (Hrsg.), *Geschlechtersoziologie*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Hirschauer, S., 2003: Wozu ‚Gender Studies‘? Geschlechtsdifferenzierungsforschung zwischen politischem Populismus und naturwissenschaftlicher Konkurrenz. *Soziale Welt* 54: 461–482.
- Hirschauer, S., 2008: Die Empiriegeladenheit von Theorien und der Erfindungsreichtum der Praxis. S. 165–189 in: H. Kalthoff, G. Lindemann & S. Hirschauer (Hrsg.), *Theoretische Empirie. Zur Relevanz qualitativer Forschung*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Hirschauer, S., 2013: Geschlechts(in)differenz in geschlechts(un)gleichen Paaren. *Gender. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft, Sonderheft* 2: 37–56.
- Jenkins, R., 1997: *Rethinking Ethnicity: Arguments and Explorations*. London: Sage.
- Kapchan, D.A. & P.T. Strong, 1999: Theorizing the Hybrid. *Journal of American Folklore* 112: 239–253.
- Kessels, U., 2002: *Undoing Gender in der Schule*. Weinheim: Juventa.
- Kleeberg, B. & A. Langenohl, 2011: Kulturalisierung, Dekulturalisierung. *Zeitschrift für Kulturphilosophie* 5: 281–302.
- Knapp, G.-A., 2013: Zur Bestimmung und Abgrenzung von „Intersektionalität“. *Erwägen – Wissen – Ethik* 24: 341–354.
- Kotthoff, H., 2002: Was heißt eigentlich ‚doing gender‘? *Wiener Slawistischer Almanach* 55: 1–27.
- Laclau, E., C. Mouffe, 2006: *Hegemonie und radikale Demokratie: Zur Dekonstruktion des Marxismus*. Wien: Passagen.
- Lamont, M. & V. Molnar, 2002: The Study of Boundaries in the Social Sciences. *Annual Review of Sociology* 28: 167–195.
- Laqueur, T., 1992: *Auf den Leib geschrieben: die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud*. Frankfurt a.M.: Campus.
- Lentz, C., 1995: ‚Tribalism‘ and Ethnicity in Africa. *Cahiers des sciences humaines* 31: 303–328.
- Lentz, C., 2009: Der Kampf um die Kultur: Zur Ent- und Re-Soziologisierung eines ethnologischen Konzepts. *Soziale Welt* 60: 305–324.
- Lindemann, G., 2009: *Das Soziale von seinen Grenzen her denken*. Weilerswist: Velbrück.
- Linton, R., 1942: Age and Sex Categories. *American Sociological Review* 7: 589–603.
- Luhmann, N., 1975: *Interaktion, Organisation, Gesellschaft. Soziologische Aufklärung, Bd. 2*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Luhmann, N., 1984: *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Luhmann, N., 1989: *Gesellschaftsstruktur und Semantik. Bd. 3*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Luhmann, N., 1997: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Lynch, M., 2001: *Ethnomethodology and the Logic of Practice*. S. 131–148 in: T. Schatzki, K. Knorr & E. von Savigny (Hrsg.), *The Practice Turn in Contemporary Theory*. London: Routledge.
- Macrae, C.N. & G.V. Bodenhausen, 2000: Social Cognition: Thinking Categorically about Others. *Annual Review of Psychology* 51: 93–120.
- Marx, K. & F. Engels, 1956: *Marx Engels Werke. Bd. 23*. Berlin: Dietz.
- Mol, A. & J. Law, 1994: Regions, Networks and Fluids. *Anemia and Social Topology. Social Studies of Science* 24: 641–671.
- Müller, M., 2011: Intersektionalität und Interdependenz. *Soziologische Revue* 34: 298–309.
- Nederveen, J.P., 2001: Hybridity, so what? The Anti-hybridity Backlash and the Riddles of Recognition. *Theory, Culture & Society* 18: 219–245.
- Needham, R., 1975: Polythetic Classification: Convergence and Consequences. *Man* 10: 349–369.
- Nübling, D., 2009: Von Monika zu Mia, von Norbert zu Noah: Zur Androgenisierung der Rufnamen seit 1945 aus prosodisch-phonologischer Perspektive. *Beiträge zur Namensforschung* 44: 67–110.
- Pachucki, M.A., S. Pendergrass & M. Lamont, 2007: *Boundary Processes: Recent Theoretical Developments and New Contributions*. *Poetics* 35: 331–351.
- Pape, S. & J. Rössel & H. Solga, 2008: Die visuelle Wahrnehmbarkeit sozialer Ungleichheit – Eine alternative Methode zur Untersuchung der Entkopplungsthese. *Zeitschrift für Soziologie* 37: 25–41.
- Parsons, T., 1987: Die Schulklasse als soziales System. S. 102–124 in: K. Plake (Hrsg.), *Klassiker der Erziehungssociologie*. Düsseldorf: Schwann.
- Ragin, C., 2000: *Fuzzy-Set Social Science*. University of Chicago Press.
- Reckwitz, A., 2008: *Unscharfe Grenzen. Perspektiven der Kultursoziologie*. Bielefeld: transcript.
- Ryan, S., 1996: „The Voice of Sanity Getting Hoarse?“ Destructive Processes in Violent Ethnic Conflict. S. 144–161 in: E.N. Wilmsen & P. MacAllister (Hrsg.)

- The Politics of Difference. Chicago: University of Chicago Press.
- Sacks, H., 1992: Lectures on Conversation. Oxford: Blackwell.
- Schütz, A. & T. Luckmann, 1979: Strukturen der Lebenswelt. Bd. 1. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Simmel, G., 1992 (1908): Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Spencer-Brown, G., 1999: Laws of Form. Gesetze der Form. Lübeck: Bohmeier.
- Stagl, J., 1981: Die Beschreibung des Fremden in der Wissenschaft. S. 273–295 in: H.P. Duerr (Hrsg.), Der Wissenschaftler und das Irrationale. Bd. 1. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Tajfel, H.E., 1978: Differentiation Between Social Groups: Studies in the Social Psychology of Intergroup Relations. London: Academic Press.
- Thorne, B., 1993: Gender play: Girls and boys in school. New Brunswick: Rutgers University Press.
- Trouillot, M.-R., 2002: Adieu, Culture: A New Duty Arises. S. 37–60 in: R.G. Fox & B.J. King (Hrsg.), Anthropology Beyond Culture. Oxford: Berg.
- Tyrell, H., 1986: Geschlechtliche Differenzierung und Geschlechterklassifikation. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 38: 450–489.
- Wacquant, L., 2001: Für eine Analytik rassistischer Herrschaft. S. 61–77 in: A. Weiß, C. Koppetsch, A. Scharenberg & O. Schmidtke (Hrsg.), Klasse und Klassifikation. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Wacquant, L., 2003: Von der Sklaverei zur Masseneinkerkung. Das Argument 252: 529–545.
- Weber, M., 1922: Wirtschaft und Gesellschaft. Tübingen: Mohr.
- Weinbach, C. & R. Stichweh, 2001: Die Geschlechterdifferenz in der funktional differenzierten Gesellschaft. S. 30–49 in: B. Heintz (Hrsg.) Geschlechtersoziologie. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- West, C. & D.H. Zimmerman, 1987: Doing Gender. Gender & Society 1: 125–151.
- West, C. & S. Fenstermaker, 1995: Doing Difference. Gender & Society 9: 8–37.
- Whorf, B.L., 1963: Sprache, Denken, Wirklichkeit. Hamburg: Rowohlt.
- Wimmer, A., 2008: The Making and Unmaking of Ethnic Boundaries: A Multilevel Process Theory. American Journal of Sociology 113: 970–1022.
- Wimmer, A. & M. Lamont, 2006: Boundary-Making: A Framework and a Research Agenda. Paper at the Annual Meeting of the ASA. Montréal: American Sociological Association.
- Winkler, G. & N. Degele, 2009: Intersektionalität: zur Analyse sozialer Ungleichheiten. Bielefeld: transcript.
- Wobbe, T., 2012: Making up People: Berufsstatistische Klassifikation, geschlechtliche Kategorisierung und wirtschaftliche Inklusion um 1900 in Deutschland. Zeitschrift für Soziologie 41: 41–57.
- Young, R.J.C., 1995: Colonial Desire: Hybridity in Theory, Culture and Race. London: Routledge.

### Autorenvorstellung

Stefan Hirschauer, geb. 1960 in Bielefeld. 1990–99 Redakteur und geschäftsführender Herausgeber der ZfS. Habilitation 1998. Ab 2002 Prof. für Soziologie und Gender Studies an der LMU München. Seit 2006 Prof. für Soziologische Theorie und Gender Studies an der Universität Mainz. Seit 2012 Sprecher der DFG-Forschergruppe „Un/doing differences. Praktiken der Humandifferenzierung“. Forschungsschwerpunkte: Praxistheorien, Qualitative Methoden, Soziologien des Wissens, des Körpers und der Geschlechterdifferenz.

Buchpublikationen: Die soziale Konstruktion der Transsexualität, 4. Auflage, Frankfurt 2010; Die Befremdung der eigenen Kultur (hrsg. mit K. Amann), Frankfurt 1997; Theoretische Empirie. Zur Relevanz qualitativer Forschung (hrsg. mit H. Kalthoff, G. Lindemann), Frankfurt 2008; Ethnografie. Die Praxis der Feldforschung (mit G. Breidenstein, H. Kalthoff, B. Nieswand), Konstanz 2013; Pränatale Sozialität. Zu einer Soziologie der Schwangerschaft (mit B. Heimerl, P. Hofmann, A. Hoffman), Stuttgart 2014; zuletzt in dieser Zeitschrift: Peer Review Verfahren auf dem Prüfstand: Zum Soziologiedefizit der Wissenschaftsevaluation, ZfS 33, 2004: 62–83.